



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„ZwischenWelten.

Beitrag fiktionaler Literatur zur Verhandlung der
Transformation(en) *Osteuropas* in transnational feministischen
und postkolonialen Theoriedebatten“

verfasst von / submitted by

Claudia Strate, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 824

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Politikwissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Birgit Sauer

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
2. Transnationale feministische Theorie und die Transformation(en) Osteuropas	12
2.1 Feministisches ‚Storytelling‘	13
2.2 Postkolonialismus und Postsozialismus	16
2.3 Transnationaler Feminismus: Osteuropa als ‚the second Other of Europe‘	23
2.4 Die ‚Tempo-localities‘ einer ‚Non-Region‘	27
3. Fiktionale Literatur und politische Theorie	31
4. Methode	44
5. ZwischenWelten – Erzählungen von Transformation	54
Julya Rabinowich: Spaltkopf (2008)	54
5.1 Handlungsverlauf und Figuren	54
5.2 Gegenüberstellungen	58
5.3 Grenzziehungen und das Dazwischen	65
5.4 Transformationen	74
Susanne Gregor: Das letzte rote Jahr (2019)	85
5.5 Handlungsverlauf und Figuren	85
5.6 Gegenüberstellungen	88
5.7 Grenzziehungen und das Dazwischen	96
5.8 Transformationen	102
Zusammenfassung	116
6. Conclusio	119
Literaturverzeichnis	125
Quellenverzeichnis	137
Abstracts	139

blues in schwarz weiß

während noch immer und schon wieder
die einen
verteilt und vertrieben und zerstückelt werden
die einen
die immer die anderen sind und waren und
bleiben sollen
erklären sich noch immer und schon wieder
die eigentlich anderen
zu den einzig wahren
erklären uns noch immer und schon wieder
die eigentlich anderen
den krieg

es ist ein blues in schwarz-weiß
1/3 der welt
zertanzt
die anderen
2/3
sie feiern in weiß
wir trauern in schwarz
es ist ein blues in schwarz-weiß
es ist ein blues

das wieder vereinigte deutschland
feiert sich wieder 1990
ohne immigrantInnen flüchtlinge jüdische
und schwarze menschen
es feiert im intimen kreis
es feiert in weiß
doch es ist ein blues in schwarz-weiß
es ist ein blues

das vereinigte deutschland das vereinigte europa
die vereinigten staaten
feiern 1992
500 jahre columbustag
500 jahre - vertreibung versklavung und
völkermord
in den amerikas
und in asien
und in afrika

1/3 der welt vereinigt sich
gegen die anderen 2/3
im rhythmus von rassismus sexismus und antisemitismus
wollen sie uns isolieren unsere geschichte ausradieren
oder bis zur unkenntlichkeit
mystifizieren
es ist ein blues in schwarz-weiß
es ist ein blues

doch wir wissen bescheid - wir wissen bescheid
1/3 der menschheit feiert in weiß
2/3 der menschheit macht nicht mit

May Ayim (1990)¹

¹ Erschienen in: May Ayim (2018: 86f.)

1. Einleitung

„Das zweite Halbjahr 1989 zählt wohl zu den bedeutendsten historischen Monaten der jüngeren Zeitgeschichte: Mit der Öffnung des ‚Eisernen Vorhangs‘ wurde eine über vier Jahrzehnte währende Trennung Europas aufgehoben“ (Austria Presse Agentur 2019).

Im Jahr 2019 jährte sich der ‚Fall des Eisernen Vorhangs‘ zum dreißigsten Mal, zahlreiche Feierlichkeiten, erinnerungspolitische Veranstaltungen, wissenschaftliche Konferenzen und politische Treffen fanden im Zuge dessen vielerorts statt. Das Jahr 1989 markierte den Beginn einer feierlich verkündeten „Rückkehr nach Europa“ (Gehler 2009) der nun *post*-sozialistischen Staaten *Osteuropas*. Die Vorstellung dieses *anderen Europa* – der aufholende, aber rückschrittliche *Osten* – auf dem Weg zur modernen Demokratie und freien Marktwirtschaft prägt nach wie vor mediale, politische und akademische Diskurse.

Politisch von besonderer Relevanz für die Vorstellung dieser *Bewegungen Osteuropas*, wie ‚Rückkehr‘ und ‚aufholende Entwicklung‘, sind die in den letzten drei Jahrzehnten voranschreitende EU-Integration (2004 mit dem Beitritt von Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechien, Slowakei, Slowenien, Ungarn, Malta und Zypern, 2007 jenem von Rumänien und Bulgarien und 2013 von Kroatien) sowie EU-Programme wie die ‚Europäische Nachbarschaftspolitik‘/‚Östliche Partnerschaft‘ (Abkommen zur wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit mit der Ukraine, Weißrussland und der Republik Moldau sowie Armenien, Aserbaidschan und Georgien). Die Prozesse dieser sogenannten ‚EU-Osterweiterung‘ werden in der Politikwissenschaft anhand von Konzepten wie Transformation, Transition und ‚Europäisierung‘ theoretisch und empirisch verhandelt und gehen mit bestimmten normativen, zeitlichen und räumlichen Vorstellungen und Begriffen einher. Das Jahr 1989 steht dabei zumeist für einen symbolischen *Bruch* – den Zusammenbruch der *Second World* und ihrer staatssozialistischen Systeme² – und den Beginn anhaltender und multipler

² In der Rhetorik des Kalten Krieges wurde die sogenannte *Second World*, als Bezeichnung für jene Staaten, die Teil der Sowjetunion waren oder ihrem Einflussbereich zugerechnet wurden, der *First World* gegenübergestellt. Diese wiederum bezeichnete die der NATO zugehörigen Staaten. Die *Third World* schließlich diente, polemisch gesprochen, dem ‚Rest der Welt‘, als Bezeichnung für die sogenannten ‚Entwicklungsländer‘ in Asien, Afrika und Lateinamerika. All diese Begriffe sind politisch-normativ aufgeladen und keinesfalls als neutrale geographische Bezeichnungen zu verstehen. Sie sind Ausdruck globaler Machtverhältnisse, die in Kapitel 2 näher erläutert werden.

Transformationsprozesse. Die Transformation *Osteuropas* wird auch 30 Jahre später häufig als nicht abgeschlossener oder gar rückläufiger Prozess betrachtet, wie sich aktuell etwa anhand der Diskussion um einen „authoritarian backlash“ (Bochsler/Juon 2019) oder ein „democratic backsliding“ (Cianetti/Dawson/Hanley 2018) von *osteuropäischen* Ländern wie Ungarn und Polen, die sich von „Musterschülern zu Problemkindern“ (Segert 2015) entwickelt haben, illustrieren ließe. Die Vorstellung einer rückständigen oder (wieder) rückläufigen Entwicklung *Osteuropas* speist sich aus einer nach wie vor dominierenden Erzählung der ‚Übergangsbewegungen‘ *Osteuropas* als Teil einer globalen, linear ablaufenden und als geradezu alternativlos angenommenen Entwicklung hin zu repräsentativer Demokratie und kapitalistischer Marktwirtschaft nach ‚westlichem Vorbild‘ (vgl. Kreisky 1996: 9f., 17). Autoritäre Entwicklungen können dann nur als Abweichungen des *anderen Europas* auf einer zeitlich angelegten Entwicklungsskala betrachtet und konzeptualisiert werden, an deren oberen Ende die etablierten (sprich *vollständig entwickelten*) modernen kapitalistischen Demokratien des *Westens* stehen (zur Kritik am Modernisierungsparadigma sozialwissenschaftlicher Transformationstheorien in Bezug auf die poststaatssozialistischen Länder *Osteuropas* siehe etwa Hensell 2009: 24ff.; Sauer 1996).

Neben solchen etablierten Vorstellungen zeitlicher (Fortschritts-)Entwicklung spielen in der politikwissenschaftlichen Transformationsforschung zu *Osteuropa* zudem räumliche Konzepte wie die der (Geschichts-)Region und „mental maps“ eine besondere Rolle (siehe Todorova 2005; Tröbst 2003). Zur Illustrierung dessen nennt Marina Gržinić (2011: 52) als ein Beispiel den Raum „Südosteuropa“ (Albanien, Bosnien-Herzegovina, Bulgarien, Kroatien, Griechenland, Kosovo, Mazedonien, Montenegro, Rumänien, Serbien, Slowenien), der sich nach dem Beitritt von Bulgarien und Rumänien zur EU (Griechenland ist bereits seit 1981 Mitglied, Slowenien seit 2004; 2013 trat auch Kroatien bei) zum „Westbalkan“ wandelte. „(T)he process of zoning, as we call this shifting of names, is a process that changes the territory from one paradigmatic space of economic interest to another paradigmatic space of economic interest and that coincidentally requires transformations in judicial, political, and cultural prerogatives to conform to EU needs“ (ebd.).

In solchen vermeintlich deskriptiv-neutralen Erzählungen und Konzepten drückt sich auch eine Vorstellung *westlicher* Überlegenheit aus, in der insbesondere die Euro-

päische Union als ‚Friedensprojekt‘ erzählt wird, während ökonomische Interessen und das Aufrechterhalten von kapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen unterbeleuchtet bleiben. „The paradox [...] is that losing social rights is presented as gaining neoliberal ‚capitalist freedom and democracy“ (Gržinić 2011: 53). Der ‚Fall des Eisernen Vorgangs‘ wurde häufig als eine Art Neuanfang *ohne Geschichte* verhandelt: „A virtual army of consultants and experts [from the US and Western Europe, C.S.] descended into capital cities to fashion the foundations of capitalism and liberal democracy from scratch“ (Ghodsee 2004: 729). Die Idee eines solchen „capitalism-by-design“ (David Stark 1992, zit. in: ebd.) basiert auf der Annahme, der Aufbau kapitalistischer und demokratischer Institutionen würde die Entwicklung einer dementsprechenden ‚politischen Kultur‘ automatisch nach sich ziehen (vgl. Ghodsee 2004: 729) und den*die demokratische*n Bürger*in als ‚Endprodukt‘ hervorbringen (Pietrzyk-Reeves 2008: 78). Jedoch ist „[d]ie bürgerliche Idee von Freiheit und Kritik [...] selbst eine ‚neue‘ Form von Herrschaft, die nicht zuletzt auf Unterschieden – z.B. aufgrund von Klasse, Geschlecht und Ethnie – beruht. Bereits die Marx’sche und Kritische Denktradition machen deutlich, dass die bürgerliche Idee der Freiheit und Selbstbestimmung in fundamentaler Klassenungleichheit gründet und dass unter den Bedingungen kapitalistischer Vergesellschaftung Freiheit und Gleichheit nicht möglich sind“ (Sauer 2015: 26f.).

Die Vorstellung einer idealtypischen, linearen Fortschrittsentwicklung – vom freien Markt und freien Wahlen hin zum neoliberalen Diktat individueller Freiheit – spiegelt sich insbesondere in Elite- und Institutionen-zentrierten Mainstream-Ansätzen der politikwissenschaftlichen Transformationsforschung wider, während sich empirisch ein zunehmend anderes Bild zeigt(e): „The decades of experience that preceded the transformation process could not be swept away with the crumbling of a wall; memory and experience are embedded in the individual actors who have become the new capitalist subjects of Central and Eastern Europe“ (Ghodsee 2004: 729f.). Klassische Ansätze politikwissenschaftlicher Transformationsforschung zeichnen sich darüber hinaus durch eine eklatante „Blindheit gegenüber Geschlechterverhältnissen“ (Sauer 1996: 155) aus, was in eben jener starken Fokussierung auf als geschlechtsneutral verkärten Institutionenwandel und die politische, männliche Elite als zentralem Akteur der Transformationsprozesse deutlich wird (ebd.: 145ff.). Nicht nur bleibt die politische, ökonomische und gesellschaftliche Transformation *Osteuropas* als zutiefst

vergeschlechtlichter Prozess im politikwissenschaftlichen Mainstream empirisch und insbesondere konzeptionell weitgehend unberücksichtigt. Vielmehr habe die Politikwissenschaft die von ihr bis zum Zusammenbruch verkannte Krise der binären Weltordnung – die sich u.a. in unkonventionellen und informellen Aktivitäten sozialer Bewegungen außerhalb des Beobachtungs-Radius westlicher Konzepte bereits seit Ende der 1970er Jahre angekündigt hatte (Kreisky 1996: 8f.) – als „restaurative ‚Chance‘ zur Reifizierung und Festschreibung traditioneller ‚geschlechtsneutraler‘ Paradigmen“ (Sauer 1996: 157) genutzt, statt innovative neue Konzepte zu entwickeln.

Kritische, innovative Impulse in der Auseinandersetzung um den Zusammenbruch und die Transformation(en) der *Second World* kamen bereits seit den 1990er Jahren aus der feministischen Theorie. Im Fokus transnationaler feministischer Theorie stand jedoch lange fast ausschließlich das Verhältnis von *First* und *Third World*, während die *Second World* nach dem Zusammenbruch dieser vom Kalten Krieg geprägten Weltordnung mehr und mehr aus dem Blick geraten ist (Kulawik 2020a: 15; Koobak/Marling 2014; Grabowska 2012; Gržinić 2011; Suchland 2011). Dabei bedeuteten das Ende der staatssozialistischen *Second World* und die ‚Aufhebung der Teilung Europas‘ nicht nur „an implosion of multiple spatial, political, and epistemic boundaries“ (Kulawik 2020a: 2) – sie sind auch mit einem entscheidenden Paradigmenwechsel innerhalb akademischer feministischer Theorie zusammengefallen (ebd.; Graff 2020: 41). „Scholars writing about the conceptual and institutional foundation of the field of women’s and gender studies increasingly apply a meta-perspective, naming the ‚Butler moment‘ as a crucial turning point in the transition to cultural or linguistic modes of analysis as well as to diversification of the fundamental category, which was no longer women but differences“ (Kulawik 2020a: 2)³. Die *Second World* und der Zusammenbruch des staatssozialistischen Systems sowie die damit einhergehenden veränderten kontextuellen Bedingungen einer *New World Order* seien jedoch lange kaum ein oder kein Teil dieser theoretischen Auseinandersetzungen gewesen (Kulawik 2020a: 2; Koobak/Marling 2014: 331; Grabowska 2012; Gržinić 2011). Die *Second World* habe sich von einer politisch-ökonomischen Einheit – in der Rhetorik des Kalten Krieges auch als ‚Block‘ bezeichnet – zu „the *second Other* of

³ Im Jahr 1990 erschien Judith Butlers einflussreiches Werk „Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity“. Mit dem ‚Butler moment‘ ist eine Perspektivverschiebung weg von (vermeintlich) feststehenden, natürlichen Kategorien hin zur Anerkennung der Prozesshaftigkeit und Konstruktion von Differenzkategorien wie *Gender*, aber auch *Race* oder *Class* und ihrer Zusammenhänge gemeint.

Europe“ (Kulawik 2020a: 1; Herv. C.S.) gewandelt, einem (Vorstellungs-)Raum kulturalisierter und ethnisierter Grenzziehungen: *Osteuropa* und *der Balkan* (ebd.: 2). „The expansion of capitalism on a global scale and the expansion of culturalized differences thus went hand in hand“ (ebd.). *Osteuropa* ist insofern nicht als empirischer, vermeintlich neutraler ‚Sammelbegriff‘ für eine geographische Region zu verstehen, sondern als metageographischer Ausdruck relationaler Machtbeziehungen: So, wie die Vorstellung einer *Second World* und *Third World* der diskursiven Etablierung einer ihnen überlegenen *First World* dient, existiert ein *Westeuropa* nicht ohne *Osteuropa*.⁴ Diese diskursiven Verhältnisse hängen dabei ganz unmittelbar mit materiellen Machtverhältnissen zusammen. Der Zusammenbruch der Sowjetunion hat die Grenzziehungen des Kalten Krieges nicht einfach aufgelöst, sondern in vielfältiger Weise re-aktiviert und transformiert (vgl. Zhurzhenko 2010: 27ff.). „With the fall of the Iron Curtain, barbed-wire fences and concrete walls were removed, but the ‚border of prosperity‘ between Western and Eastern European states still persists“ (ebd.: 27).

Die Auseinandersetzung mit dynamischen, häufig binär codierten Machtverhältnissen, der Konstruktion des *Anderen* und der Kontextualisierung von *Wissen* sind zentrale Überschneidungspunkte feministischer mit postkolonialer Theorie, deren Konzepte in innerfeministischen Debatten um die *Second World* und *Osteuropa* vermehrt aufgegriffen wurden. Postkoloniale Theorie und die international etablierten Postcolonial Studies sind ein breites Feld der kritischen Auseinandersetzung mit den langfristigen Folgen europäischer Kolonialismen, welche „Herrschaftsbeziehungen darstellen, die mit physischer, militärischer, epistemologischer und ideologischer Gewalt durchgesetzt und über ‚Rasse‘-, Geschlechter- und Kulturdiskurse legitimiert wurden“ (Dhawan/do Mar Castro Varela 2017: 2). Die transnational feministische/postkoloniale Debatte wiederum ist Teil einer umfassenden Kritik an den dominierenden (politik-)wissenschaftlichen Narrativen über das ‚Ende der Trennung Europas‘ und die Transformation der *Second World* zu *Osteuropa*.

Im Fokus dieser in den letzten Jahren verstärkt geführten innerfeministischen Debatte um die *Second World* und *Osteuropa* steht die kritische Auseinandersetzung mit den Entwicklungen, Konzepten und Narrativen transnationaler feministischer und

⁴ Im Verlauf der vorliegenden Arbeit wird (weiterhin) zur visuellen Markierung des Verständnisses von Begriffszusammenhängen wie *First*, *Second* und *Third World*, *Ost*- und *Westeuropa*, etc. als Ausdruck einer Metageographie globaler Machtverhältnisse die kursive Schreibweise verwendet.

postkolonialer Theoriebildung zu *Osteuropa*. Es werden daher auch ganz grundlegende Herausforderungen feministischer Theorie diskutiert, wie das Verhältnis von Theorie und Praxis, von Differenzen und Universalien und von Akademie und Aktivismus. Darüber hinaus stellt sich zudem die Frage nach spezifischen Herausforderungen für feministische Theorie und Praxis in post-sozialistischen Kontexten und der Gefahr der Vereinnahmung postmoderner und postkolonialer Kritik durch neoliberale und nationalistische Diskurse (Graff 2020: 52f.). Positionen bewegen sich zwischen der empirischen Herausarbeitung der Besonderheiten post(staats)sozialistischer Kontexte und der Kritik an einer verallgemeinernden Exotisierung der als *Osteuropa* zusammengefassten Region.

Die Verhandlung von Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen ist eine der zentralen Aufgaben feministischer Theorie und Praxis. Die neue geopolitische Situation nach dem Zusammenbruch des staatssozialistischen Systems erfordert das innerfeministische Ausloten neuer Perspektiven und Möglichkeiten, aber auch von neuen Grenzbeziehungen. Feministische Theorie zeichnet sich dabei durch den Einbezug unterschiedlicher Wissensformen aus, die den theoretischen Blick um vorher unsichtbare oder besser: unsichtbar gemachte Perspektiven erweitern, etwa durch das Praxiswissen sozialer Bewegungen (siehe Grabowska 2018; Blagojević 2009: 15), durch situiertes Wissen und Erfahrung, etwa in der Biographieforschung (siehe Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004), oder durch die transparente Einbindung eigener (akademischer) Biographien in die Forschungspraxis (siehe Kulawik 2020b; Blagojević 2009; Velikonja 2008). Um festgeschriebene Vorstellungen und Erzählungen aufzubrechen, bietet darüber hinaus die Auseinandersetzung mit *literarischen* Erzählungen kollektiver und individueller Erlebens- und Handlungswelten ein in der politikwissenschaftlichen Forschung bisher wenig ausgeschöpftes, produktives Potential.

Im Rahmen der oben dargelegten Thematik sollen in der vorliegenden Masterarbeit fiktionale Erzählungen (Romane) und deren Beitrag zur dargelegten Debatte analysiert werden. Die dafür ausgewählten Romane „Das letzte rote Jahr“ von Susanne Gregor (2019) und „Spaltkopf“ von Julya Rabinowich (2011 [2008]) werden hier unter dem Überbegriff der fiktionalen Literatur gefasst, da sie keine autobiographischen Erzählungen darstellen, sondern eine fiktive Geschichte (*story*) mit fiktiven Protagonist*innen erzählen. Während die Erzählfiktion grundsätzlich das Transzendieren

„allgemein verbindlicher Wirklichkeitskonstruktionen“ erlaube (Würzbach 2004: 58), etwa in utopischen Raum-Zeit-Szenarien, sind die erzählten Orte, oder im weiteren Sinne Räume, an denen die beiden ausgewählten Geschichten spielen, mimetisch entlang von „wirklichkeitsbezogenen soziokulturellen Räumen“ (ebd.) dargestellt. Auch solche stärker in der materiellen Wirklichkeit verankerten ‚Fiktionsräume‘ (vgl. Kilian 2004: 75) haben die gestalterische Freiheit, über die erfahrbare Realität hinauszuweisen (Löffler 2012: 310) bzw. „Irreales als real und Reales als unreal erscheinen [zu, C.S.] lassen“ (Koschorke 2012: 17).

Als „Technik der Wissensvermittlung“ (ebd.) hat das Erzählen, ob in verbaler, schriftlicher oder auch visueller Form, zentrale gestalterische Funktion innerhalb gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Als „enacted narrative“ (Czarniawska 2004: 3) sind Erzählungen auch handlungsanleitend und dienen der zeit-räumlichen Verortung von Identitäten, Vorstellungen und Erfahrungen (Somers/Gibson 1993: 2). Die Auseinandersetzung mit der Dimension des Narrativen und der Praxis des Erzählens als Form der Wissensvermittlung und -generierung findet in den letzten Jahren vermehrt Eingang in die Kultur- und Sozialwissenschaften (Gadinger/Jarzebski/Yildiz 2014: 3; Fahrenwald 2011: 82). Der Einbezug *literarischen* Erzählens in sozialwissenschaftliche Theoriedebatten ist dabei jedoch eher unterrepräsentiert: „Um die spezielle Leistung der Literatur in der Wissensgeschichte zu erfassen, werden seit geraumer Zeit die ‚Poetologien des Wissens‘ untersucht. Sie stellen eine innovative Form des Nachdenkens über die Möglichkeiten von Interdisziplinarität dar, indem sie auf die Ermessung der Kompetenz und Konkurrenz der einzelnen Disziplinen sowie auf die Neubestimmung des Verhältnisses von Theorie und Praxis ausgerichtet sind. In der Konjunktur der Wissenspoetologien spielt die Politikwissenschaft bis dato jedoch höchstens eine marginale Rolle“ (Kerekes et al. 2018: 15). Einer „Poetologie des Wissens“ nach Joseph Vogl geht es um Fragen der Geschichtlichkeit von Wissen und wie bestimmte, vermeintlich universale bzw. „zeitlose“ Gegenstände (die Gesellschaft, das Literarische, der Fortschritt, die Freiheit, etc.) durch unterschiedliche „Darstellungsformen“ (ein literarischer Text, eine Tabelle, ein Bild) und deren Zuordnung zu bestimmten Disziplinen beschrieben werden (Vogl, im Gespräch mit Alessandro Barberi, 2001: 120). „Hier sollte eine Verflüssigungstendenz einsetzen, die darin besteht, Gattungsgrenzen des Wissens und damit auch die institutionelle Teil-

lung der Wissenschaften in Disziplinen und Fakultäten nicht mehr unbesehen zu respektieren“ (ebd.).

Die Masterarbeit setzt sich mit einer solchen Grenzüberschreitung zwischen Disziplinen und Darstellungsformen, welche einen wichtigen Teil feministischer Wissensproduktion ausmacht, auseinander. Im Fokus steht der Umgang mit Ambivalenzen, Brüchen und Grenzziehungen innerhalb der angesprochenen Debatte um die Transformation(en) der *Second World* zu *Osteuropa* als „the second Other of Europe“ (Kulawik 2020a: 1), die um literarische Erzählungen von Transformationen erweitert werden sollen. Dabei gilt es, „das hierarchische Verhältnis von Theoriebildung, literarischer Erkenntnis und medialer Praxis aufzubrechen“ (Kerekes et al. 2018: 15). Das bedeutet, fiktionale Literatur und politische Theorie nicht auf Basis einer vermeintlich klaren Trennung von Fiktion und Fakt voneinander zu trennen, sondern sie als unterschiedliche Formen der Auseinandersetzung mit sozialen Zusammenhängen zu betrachten, denen ein zentrales Element gemeinsam ist: das Narrative, Erzählerische. Auch feministische Theorie ist von dominierenden Narrativen geprägt, wie etwa von der chronologischen Erzählung der Weiter- bzw. Fortschrittsentwicklung von der ersten, zweiten und dritten Welle des Feminismus.

Das Anliegen und Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, das Narrativ der Transformation *Osteuropas* als lineare Fortschrittsentwicklung des *anderen Europa* hin zu repräsentativer Demokratie und freier Marktwirtschaft, welches nicht nur die politikwissenschaftliche Transformationsforschung prägt, sondern auch innerhalb transnationaler feministischer und postkolonialer Theoriebildung präsent ist, kritisch infrage zu stellen. Dazu ist es notwendig, disziplinäre Grenzen zu überschreiten. Indem die *literarische* Auseinandersetzung mit zentralen Thematiken dieser Debatte über die Analyse zweier Romane, die ein erweitertes und vielschichtiges Verständnis von *Transformation* entfalten, untersucht wird, soll das kritische Potenzial literarischen Erzählens für politische feministische Theoriebildung ausgelotet werden. Die Masterarbeit stellt sich daher folgende Frage:

Welchen Beitrag leistet fiktionale Literatur zur kritischen Verhandlung der Transformation(en) *Osteuropas* innerhalb transnational feministischer und postkolonialer Theoriedebatten?

Die oben kurz dargestellte theoretische Debatte dient als grundlegender „Problemhorizont“ (Löffler 2012: 315), vor welchem die ausgewählten Romane gelesen und analysiert werden. Nach einer ausführlichen Darstellung der Debatte um die Transformation(en) *Osteuropas* zu „the second Other of Europe“ (Kulawik 2020a: 1) innerhalb transnational feministischer und post-/dekolonialer Theorie in Kapitel 2 soll die grundlegende Frage nach dem Verhältnis von politischer Theorie und fiktionaler Literatur skizziert, die Relevanz der Auseinandersetzung mit Erzählungen in der Politikwissenschaft argumentiert und die aus der Debatte extrahierten Analysedimensionen zusammenfassend dargestellt werden (Kapitel 3). Nach einem Überblick über die Methode einer feministischen/*gender*-orientierten und postkolonialen Erzähltextanalyse in Kapitel 4 erfolgt die Analyse der Romane in Kapitel 5 und eine abschließende Rückführung der Ergebnisse in die theoretische Debatte in Kapitel 6.

2. Transnationale feministische Theorie und die Transformation(en) Osteuropas

Die folgende Darstellung der Debatte innerhalb transnationaler feministischer und postkolonialer Theorie um die Transformation(en) der *Second World* und *Osteuropas* dient als „Problemhorizont“ (Löffler 2012: 315) für die in Kapitel 5 erfolgende Literaturanalyse. Im Fokus steht also nicht ein einzelner theoretischer Ansatz; vielmehr dient die dargestellte Debatte als theoretischer Rahmen, welcher entlang wiederkehrender Bezugspunkte aufgespannt wird. Zu diesen Bezugspunkten gehören die narrativen Elemente politischer Theorie sowie die damit zusammenhängenden späteren Analyse-Dimensionen von Raum, Zeit und Handlungsmächtigkeit/*Agency*. Die Debatte ist – wie auch der Ansatz der vorliegenden Arbeit insgesamt – stark geprägt von einem Modus der Kritik, der sich als feministische Genealogie(n) (vgl. Kulawik 2020a: 14) verstehen lässt. Die MA-Arbeit befragt also den Diskurs um die Transformation(en) *Osteuropas* hinsichtlich historischer und gegenwärtiger relationaler Machtbeziehungen innerhalb einer kapitalistisch geprägten, globalisierten Welt und den für diese Machtbeziehungen bedeutsamen diskursiven Praktiken und Vorstellungen von Raum, Zeit und Handlungsmächtigkeit/*Agency*. Kategorien und Vorstellungen wie *Ost* und *West*, *First* und *Second World*, aber auch jene von linearer Fort-

schrittsentwicklung werden dabei, wie einleitend angesprochen, nicht als *gegebene* Tatsachen, sondern als *gewordene* Verhältnisse verstanden, die sich diskursiv wie materiell verfestigen.

2.1 Feministisches ‚Storytelling‘

Die kritische Befragung ihrer Begriffe, Konzepte, Handlungsweisen und Taktiken, die immer wieder aufs Neue diskutiert und herausgefordert werden, ist für feministische Theorie und Praxis in der heterogenen Vielfalt der darunter gefassten Ansätze von zentraler Bedeutung. Kritik formiert sich durch interdisziplinären Austausch und die Notwendigkeit, sich im Kontext verändernder Machtverhältnisse stets neu zu orientieren. Die historische und gegenwärtige Entwicklung feministischer Theorie hat eine narrative Dimension und wird in unterschiedlicher Weise *erzählt*. „[E]ach particular scholarly discussion [...] begins to create its own kinds of plot patterns, which start to organize our arguments: to describe and to locate the objective of a study, to state what ‚we all know,‘ not to say what ‚goes without saying‘ or to ‚state the obvious.‘ Plot patterns define our topics, subjects, and passions as ‚current‘ or ‚obsolete,‘ affectively saturating scholarly stories“ (Ilmonen 2020: 348). Ein solches feministisches ‚Storytelling‘ (Hemmings 2011; Ilmonen 2020) beeinflusst – unbewusst oder als bewusster Modus der Kritik – ob und wie bestimmte gesellschaftliche Zusammenhänge und Phänomene in einen diskursiven Rahmen wissenschaftlicher Auseinandersetzung eingebunden werden (vgl. Ilmonen 2020: 348ff.). Dies wird, nach der kurzen Illustration einer möglichen Erzählung der Entwicklung feministischer Theorie, im Folgenden anhand der Debatte um die fehlende konzeptionelle Einbindung der Transformation(en) der *Second World* und *Osteuropas* in transnationale feministischer Theorie konkretisiert.

Als prägend für das ‚Storytelling‘, d.h. die Erzählung der Geschichte *westlicher* feministischer Theorie, beschreibt Clare Hemmings (2011: 16) Narrative von „progress, loss, and return“⁵. Gemeinsam sei diesen Narrativen trotz ihres unterschiedlichen Fokus die Einteilung der Vergangenheit in eine bestimmte zeitliche Abfolge von Jahr-

⁵ Ihr Analysematerial bezieht Hemmings (2011: 17f.) aus englischsprachigen Journals aus (West-)Europa, Australien und den USA, deren Gegenstand die Entwicklung westlicher feministischer Theorie ist. *Westliche* feministische Theorie ist allerdings nicht einfach geographisch zu lokalisieren, sondern innerhalb relationaler Machtbeziehungen globaler Wissen(schaft)sverhältnisse, in der die Position des *Westens* als hegemonial re-/produziert wird (s.u.).

zehnten der Entwicklung feministischer Theorie (ebd.: 5). Hier repräsentieren die 1970er Jahre das Vergangene, einen essentialisierenden Feminismus, der in einer Übergangsphase, welche die 1980er Jahre darstellen, durch die Kritik lesbischer und Schwarzer Feminist*innen in Hinblick auf Fragen von Identität und Differenz problematisiert und geschärft wird. Die 1990er und 2000er Jahre stehen schließlich für einen postmodernen und poststrukturalistischen Feminismus, der sich, je nach Erzählung, von den Unzulänglichkeiten eines essentialisierenden Feminismus vorangegangener Jahrzehnte und dessen Subjekt *Frau* befreit hat (*progress*), dessen Bedeutung als politisch engagierte Bewegung verloren gegangen ist (*loss*) oder der in einer Sackgasse gelandet und sich nun auf frühere Errungenschaften zurückbesinnen muss (*return*) (ebd.: 3ff., 40f., 66f.).

Transnationale Feminismen – bewusst im Plural – werden zumeist als das ‚Ergebnis‘ dieser innertheoretischen, paradigmatischen Verschiebungen verstanden. Ausgehend von der Kritik an der Vorstellung von *global sisterhood* als zentralem Bezugspunkt supra-/internationalen feministischen Dialogs (Lorde 1984 [1980]: 116) und der damit verbundenen Herausforderung essentialisierender und homogenisierender Vorstellungen eines vermeintlich universalen Feminismus und dessen Subjekt *Frau* (im Singular), hat die Thematisierung und Konzeptualisierung von Differenz und die zeitlich-räumliche Lokalisierung von Frauen und ihren Erfahrungen mit dem „transnational turn“ (Suchland 2011: 839) eine zentrale Stellung innerhalb feministischer Theorie und Praxis eingenommen (Kulawik 2020a: 18; Grabowska 2012: 407f.). Transnationale feministische Ansätze befassen sich in vielfältiger Weise mit den Zusammenhängen von politisch-ökonomischen, vergeschlechtlichten, rassifizierenden/ethnisierenden⁶ und anderen Machtverhältnissen und, damit zusammenhängend, hierarchischer Wissensproduktion in ihrer *globalen* Dimension. „Transnational feminisms that challenge the understanding of globalization as a one-way process help to dismantle limiting feminist theoretical frameworks based on clear boundaries and dichotomies, and they provide an opportunity to create countergeographies and counterhistories of globalization“ (Grabowska 2012: 407). Transnationale Feminismen

⁶ Neben „Rassifizierung“ finden sich auch die Begriffe „Rassisierung“ und „Rassialisierung“ in medialen und akademischen Diskursen. Gemeinsam ist ihnen die Betonung der sozialen *Konstruiertheit* von Vorstellungen von *Race* (sowie, analog dazu, von *Ethnie*). *Race* ist demnach als Prozess der Rassifizierung zu verstehen, nicht als auf eine vermeintlich natürliche, biologische Realität bezogen – etwas, das im Begriff *Race*, der im Englischen durchaus gebräuchlich ist, zumindest implizit ein Stück weit mitschwingt (vgl. Kulawik 2020b: 96). Daher wird häufig die kursive Schreibweise *Race* verwendet, um auf ein solches Verständnis hinzuweisen – so auch in der vorliegenden Masterarbeit.

können daher auch im Zusammenhang des sogenannten *spatial turn* in den Sozial- und Kulturwissenschaften gesehen werden, einer theoretischen Hinwendung zum Raum, die das herrschende Paradigma der Zeit als gleichwertige Analysekategorie ergänzt und spätestens mit den gesellschaftlichen Umbrüchen um das Jahr 1989 Hochkonjunktur erreicht hat (Dickow 2019: 15, 37, 40ff.).

Die Analyse solcher Narrative und Gegen-/Erzählungen (*turns*) innerhalb feministischer Theorie zeigt deutlich, was Chandra T. Mohanty (2003: 19) als grundlegend für das Verständnis von Wissenschaft formuliert: dass sie nie apolitisch sein kann und in all ihren Praktiken Teil politischer, ökonomischer und sozialer Verhältnisse ist. Als kritische Intervention macht feministische wissenschaftliche Praxis diese Verhältnisse als Herrschafts- und Machtverhältnisse sichtbar – und ist zugleich ebenso von ihnen durchdrungen (vgl. ebd.; vgl. Sauer 2015: 25f.). Mohanty (2003) hat in ihrem erstmals 1986 publizierten Essay „Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses“, welches zu einem Schlüsseltext transnationaler feministischer Theorie geworden ist, gezeigt, wie in feministischen wissenschaftlichen Texten durch bestimmte Analyseprinzipien und Vorannahmen diskursiv vergeschlechtlichte und ethnisierte *Differenz* (*das Andere/the Other*) hergestellt wird. Die Konstruktion der ‚Third World Woman‘ – als vereinheitlichtes, quasi handlungsunfähiges Objekt ohne Geschichte – und von ‚Third World Difference‘ dient implizit der diskursiven Festbeschreibung einer *Überlegenheit des Westens* (Mohanty 2003: 40f.).

Die im Folgenden dargestellt Debatte um die Transformation(en) *Osteuropas* innerhalb transnationaler feministischer und postkolonialer Theorie ist daher kein Nebenschauplatz politikwissenschaftlicher Transformationsforschung, sondern Teil einer grundlegenden Kritik an der konzeptuellen, zeitlichen und räumlichen Positionierung der *Second World* und *Osteuropa* in sich verändernden globalen/globalisierten Verhältnissen. Als Teil einer Genealogie feministischer Theorie verweisen diese kritischen Perspektiven auf Leerstellen und/oder essentialisierende Tendenzen theoretischer und analytischer Ansätze der Transformationsforschung und die strukturellen Machtdimensionen akademischer Wissensproduktion insgesamt. „The reexamination of the East-West divide from a global perspective, as well as the recasting of the temporalities and cartographies of transnational feminism and the retrieval of the Se-

cond- and Third-World connections, have opened a new horizon for feminist theorizing“ (Kulawik 2020b: 99).

2.2 Postkolonialismus und Postsozialismus

Transnationaler Feminismus als zentrales Paradigma feministischer Theorie ist stark geprägt von postkolonialer Theorie, deren Konzepte vielfach zur Auseinandersetzung mit der „postsocialist condition“ (Tlostanova 2015: 27) *Osteuropas* herangezogen wurden und werden – als „epistemische Alternative“ zu unkritischen (Mainstream-)Vorstellungen von Transformation (Suchland 2011: 854). Auch die „Genealogies of the postcolonial“ sind von verschiedenen Erzählungen geprägt (Kulawik 2020b: 83). Postkoloniale Theorie setzte sich ‚ursprünglich‘ mit den ehemaligen Kolonien diverser kapitalistischer Zentren und der *Third World* auseinander (Tlostanova 2012: 131), in Form akademischer Interventionen und antikolonialer Befreiungskämpfe (Kulawik 2020b: 83). Unter Postkolonialismus lässt sich eine Vielzahl kritischer, transdisziplinärer Ansätze fassen, die sich nicht nur historisch mit kolonialer Politik und Ausbeutung auseinandersetzen, sondern auch mit deren langfristigen Auswirkungen in Hinblick auf kulturelle, politische und ökonomische Verhältnisse und die Produktion von Wissen(-schaft) sowie den grundlegenden Zusammenhängen von Kolonialisierung/Kolonialität und der europäischen, *westlichen* Moderne (ebd.: 80).

Die Möglichkeiten der Anwendbarkeit und Übertragbarkeit von Kernkonzepten postkolonialer Theorie auf poststaatssozialistische Kontexte ist Gegenstand anhaltender Diskussionen (Koobak/Tlostanova/Thapar-Björkert 2021; Kulawik 2020b; Kołodziejczyk/Şandru 2012). Während weitestgehend Einigkeit darüber besteht, dass europäischer Kolonialismus und Staatssozialismus als historische Phänomene nicht gleichzusetzen sind, gibt es dennoch einige Ansätze, die die potentiellen Schnittstellen postkolonialer und postsozialistischer Diskurse aufzeigen. Viele dieser Ansätze sind interdisziplinär zwischen Sozial-, Literatur- und Sprachwissenschaft, Philosophie, Kunsttheorie und feministischer Geographie angesiedelt. Zentral für das Zusammendenken und die vergleichende Analyse von Postkolonialismus und Poststaatssozia-

lismus/Post-Kommunismus⁷ sind materielle und epistemische Dimensionen von globalen Machtverhältnissen.

Folgt man Cristina Sandru (2015: 69), so können Postkolonialismus und Poststaatssozialismus als unterschiedliche Formen von Imperialismus vergleichend analysiert werden. Trotz der Spezifik lokaler Kontexte und Ausformungen müsse der sowjetische Kommunismus als Herrschaftssystem als „a particular historical embodiment of a persistent and widespread imperial drive“ betrachtet werden (ebd.). Solche imperialen Machtbeziehungen seien grundlegend binär und hierarchisch organisiert, in Verhältnisse von Über- und Unterlegenheit – wie Okzident/Orient, Zentrum/Peripherie, West/Ost (vgl. ebd.: 70). Diese Machtbeziehungen drücken sich, lokal und historisch spezifisch, in der Unterdrückung des (rassialisierten, vergeschlechtlichten) *Anderen* aus (ebd.: 71). Die diskursive Konstruktion und materielle Unterdrückung *des Anderen (the Other)* stellt einen wesentlichen Bezugspunkt der Überschneidungen von Postkolonialismus und Poststaatssozialismus dar. *Das Andere* fungiert als rassifiziertes, vergeschlechtlichtes Objekt in Gegenüberstellung zu einer darüber ermöglichten Überhöhung des *Selbst* als Subjekt – das so zum Maßstab einer hierarchischen, bipolaren Machtbeziehung erhoben wird (vgl. Kulawik 2020b; Mohanty 2003). Dies spielte auch innerhalb der Nationalitätspolitik der UdSSR eine Rolle, etwa in der rassifizierenden Unterdrückung von Roma (O’Keeffe 2019). Die Vorstellung eines ‚post-socialist Other‘ wiederum steht in historischer Kontinuität zu Konstruktionen einer ‚niedereren slawischen Rasse‘ und der ‚slawischen Welt‘, die sich bis in die Zeit der Aufklärung zurückverfolgen lassen (vgl. Kulawik 2020b: 94ff.; Wolff 1996: 333ff.).⁸ Zu Zeiten des Kalten Krieges sei mit dem ‚Eisernen Vorhang‘ diese Gegenüberstellung eines zivilisierten, aufgeklärten *Wir (Westen)* und eines exotischen, unzivilisierten *Anderen (Osten)* geographisch zementiert worden, so Michał Buchowski (2006: 465): „The Other was confined in space, or, to use Arjun Appadurai’s (1988) apt expressi-

⁷ Innerhalb der Diskussion um die *Second World* und *Osteuropa* werden unterschiedliche Begriffe verwendet, um die *Region* historisch/geographisch/politisch zu benennen. Hier wird, in Anschluss an Grabowska (2012), bevorzugt die Bezeichnung Poststaatssozialismus statt Post-Kommunismus verwendet, „reminding the reader that communism was never fully achieved“ (Grabowska 2012: 385, Fn. 2). In der Darstellung der theoretischen Debatte wird jedoch die in den vorgestellten Ansätzen jeweils verwendete Bezeichnung entsprechend wiedergegeben.

⁸ Max Fürst (1975: 131f.) etwa dokumentiert in seinem autobiographischen Roman „Gefüllte Fisch“ den Geschichtsunterricht in Königsberg/Ostpreußen folgendermaßen: „Die Preußische Geschichte dagegen begann mit den Ordensrittern [...], über das Land selbst höchstens ein Hinweis auf die ‚dumpfe slawische‘ Bevölkerung. Es ist nicht zu leugnen: die Kolonialzeit war in Ostpreußen noch nicht am Ende“ (siehe hierzu auch Kulawik 2020b: 95). Auch die nationalsozialistische Rassenpolitik beinhaltete die Klassifizierung eines ‚Slawischen Volkes‘ als ‚niedere Rasse‘ (Kulawik 2020b: 96).

on, „spatially incarcerated“ (ebd.). Mit dem Zerfall der staatssozialistischen Systeme in den frühen 1990er Jahren habe sich diese binäre Gegenüberstellung transformiert. Buchowski (ebd.: 467) beschreibt (unter Bezug auf Edward W. Saïd's (1995) Konzept des Orientalismus/der Orientalisierung, welches in Kap. 2.3 nochmals aufgegriffen wird) im Kontext Polens einen „domestic orientalism“, in dem ‚the Other‘ verstärkt auf nationaler Ebene verortet werde, etwa entlang (klassistischer) Kategorien wie „urban vs. rural, educated vs. uneducated, and winners vs. losers of transformation“ (ebd.: 466). Dabei werden essentialisierende, orientalisierende Vorstellungen eines „homo sovieticus“ (Sztompka 2000: 55, zit. in ebd.: 469) aufgerufen, der sich (als Subjekt des Sozialismus) u.a. durch Anti-Intellektualismus, fehlendes Arbeitsethos bei gleichzeitiger ‚Vetternwirtschaft‘, Passivität bzw. mangelnde Produktivität (ebd.: 472) und allgemeine „civilizational‘ incompetence“ (Kulawik 2020b: 94) auszeichne.⁹ Hier werden gewisse Parallelen in der Konstruktion des *Anderen* zwischen postkolonialen und poststaatssozialistischen Kontexten deutlich: „The post-colonial subaltern indeed shares with the postsocialist Other such features as multiple dependences (...), mental if not economic and social subordination, invisibility to the wider world, ongoing forms of silencing by the dominant discourses, a growing dispensability of lives, intricate colonization of their spheres of being, thinking, and perception by a Western modernity that continues after political decolonization and flourishes after formal de-Sovietization“, so Madina Tlostanova (2015: 29).

Tlostanova (ebd.: 32) spricht weitere zentrale Bezugspunkte einer gemeinsamen Diskussion von Postkolonialismus und Poststaatssozialismus an, wie die Erfahrung von Abhängigkeit und deren andauernde Konsequenzen ‚nach‘ der (formalen) Abschaffung dieses Abhängigkeitsverhältnisses („post-dependence“)¹⁰. Auch die Auseinandersetzung mit der (*westlichen*) Aufklärung und dem Projekt der Moderne, „with its attendant teleology of universal progress and rationality“ (Sandru 2015: 70), sei für die ehemals kommunistischen Staaten Europas von Relevanz (ebd.). So bezeichnet Tlostanova (2015: 29) die *Sozialistische Welt* als „a stray outgrowth of Western modernity“, die von deren zentralen Elementen, wie dem Grundgedanken von Fortschritt

⁹ Zur Rekonfiguration von Prozessen der Rassialisierung in post-sowjetischen Kontexten siehe etwa Zakharov, Nikolay/Law, Ian (2017), *Post-Soviet Racisms*. London: Palgrave Macmillan.

¹⁰ In Polen hat sich dazu das Forschungsfeld „postdependence studies“ entwickelt, „negotiating between postcolonial studies and the region's [Central and Eastern Europe, Anm. C.S.] and Poland's specific historical, political and cultural contexts“ (Kołodziejczyk 2015: 263, Fn. 3).

und Innovation, Entwicklung(-shilfe) und erzwungener Modernisierung, der Rhetorik von Freiheit und Erlösung, Orientalismus und Eurozentrismus, geprägt gewesen sei (ebd.). Eva Kreisky (1996: 11) spricht zudem vom Staatssozialismus der Sowjetunion als einem patriarchal organisierten „Modernitätsexperiment“, innerhalb dessen strukturell ungleiche Geschlechterverhältnisse, wie die männliche Norm der Erwerbsarbeit und die weibliche Norm der (zusätzlichen) unbezahlten Hausarbeit, trotz Emanzipationsrhetorik und der formalen Gleichstellung im Erwerbsleben grundsätzlich unangestastet blieben (ebd.; Sauer 1996: 142). Dennoch sei, so Magdalena Grabowska (2018: 72), was die Gleichstellung der Geschlechter anbelangt, unter dem staatssozialistischen System „a mode of modernization alternative to Western capitalism“ verwirklicht worden.

Trotz dieser Überschneidungen hätten es die akademisch etablierten Postcolonial Studies in den 1980er und 1990er Jahren weitgehend versäumt, die Protestbewegungen um das Jahr 1989 als vielfältige Formen des antiimperialen Widerstands gegen die Sowjetunion – und ihren mit den Zentren des industriellen Kapitalismus vergleichbaren Politiken einer „enforced modernization“ (Kołodziejczyk/Şandru 2012: 115) – in ihre Analysen miteinzubeziehen, so die kritische Einschätzung von Dorota Kołodziejczyk und Cristina Şandru (ebd.: 114) in ihrer Einleitung zur einer Spezialausgabe des *Journal of Postcolonial Writing* zu Kolonialismus, Kommunismus und Zentral-/Osteuropa. „In a way, then, losing the anti-imperialist, liberating moment of eastern European transformation from its horizon, postcolonial studies contributed to the conceptual co-option of the region to the Eurocentric model of western modernity“ (ebd.). Dies sei Ausdruck einer Tendenz, ‚Europa‘ konzeptuell mit der Idee ‚des Westens‘ gleichzusetzen und „to position this ‚west‘ as an internally coherent and undifferentiated ‚civilization‘ that is bent on world domination“, so Neil Lazarus (2012: 125) – ohne sich differenziert mit der Geschichte Europas und „its own [...] dominated others“ (Medeiros 1996, zit. in ebd.: 126) auseinanderzusetzen. Darüber hinaus nennt Cristina Sandru (2015: 66f.), neben den angesprochenen Diskrepanzen zwischen historisch und lokal spezifischen post-/kolonialen und post-/staatssozialistischen Kontexten und Praktiken, auch den unterschiedlichen Umgang mit dem ideologischen Erbe des Marxismus und der damit zusammenhängenden Einschätzung der historischen, realpolitischen Konsequenzen des Kommunismus als einen Grund

für den fehlenden Einbezug der *Second World* in den Postcolonial Studies (siehe hierzu auch Grabowska 2012: 403).

Grabowska (2012: 404f.) verweist zudem auf die besondere Situation wechselseitiger Dynamiken der Kolonisierung und den „traveling status“ der *Region Osteuropa* innerhalb Europas. So hatte etwa Polen historisch „a double positionality as both colonized and a colonizer of Europe“ (ebd.: 405) inne – kolonisiert durch die *westlichen* Imperien Preußen und Österreich-Ungarn und mit eigenen kolonialen Bestrebungen in der Ukraine und Litauen (ebd.). Hierbei stellt sich ganz grundlegend die viel debattierte Frage, was theoretisch-konzeptuell als „kolonial“ und „Kolonialismus“ verhandelt werden kann (ebd.; Kulawik 2020b: 93): „The overseas aspect crucial for colonial dynamics is missing here, and the lands taken away from countries within the European continent have actually never been called colonies, since that term is reserved for overseas protectorates“ (Grabowska 2012: 405; zur kritischen Diskussion der Frage, ob die Sowjetunion als koloniale Ordnung verstanden werden kann, siehe etwa Lazarus 2012). In diesem Zusammenhang steht ein weiterer Diskussionspunkt der Debatte um die (potentiellen) Überschneidungen von Postkolonialismus und Poststaatssozialismus – die Bedeutung von *Race*, rassifizierenden Konstruktionen des *Anderen* und *Whiteness* (vgl. Kulawik 2020b: 93; Grabowska 2012: 405f.). Rassismus und Rassifizierung wird in akademischen, medialen und alltagssprachlichen Diskursen primär in Zusammenhang mit den Erfahrungen von BIPOC¹¹ und der *Third World* in einem globalen System *Weißer* und *Westlicher* Vorherrschaft diskutiert. *Whiteness* und *Westernness* sind dabei nicht als biologische Kategorien zu verstehen, sondern als herrschende Position innerhalb eines strukturellen, hierarchischen Wechselverhältnisses und damit als politische Kategorie (Ang 2003: 200). Als solche haben sie außerhalb konkreter sozialer Verhältnisse keine Bedeutung *an sich* und „[e]ven who counts as white is not stable and unchanging“ (ebd.; siehe auch Kulawik 2020b: 96). *Osteuropa* nimmt in diesem Zusammenhang insofern eine besondere Stellung ein, als dass es in ambivalenter Weise als Teil Europas und damit der *west-*

¹¹ Black, Indigenous and People of Color, kurz BIPOC, ist eine Selbstbezeichnung von Personen, die als nicht-*Weiß* und nicht-*Westlich* markiert werden und (historisch wie gegenwärtig) spezifische Rassismuserfahrungen machen.

lichen Welt/des globalen Nordens und zugleich als *das andere Europa* positioniert ist (Sojka 2020: 198).¹²

Das Präfix „Post-“, welches Postkolonialismus und Postkommunismus teilen, kann dennoch, so Kołodziejczyk und Șandru (2012: 115), als konzeptuelle Schnittstelle dienen – als Ausdruck einer Erfahrung der Transition von einem Zustand der Abhängigkeit hin zur Unabhängigkeit bzw. der Möglichkeit, Abhängigkeitsverhältnisse als solche und deren gegenwärtige politische, ökonomische und soziale Konsequenzen kritisch zu reflektieren. Auch Jill Owczarzak (2009: 4) verweist auf das Potential, Post-Sozialismus nicht primär als geographisches Label für die vormals staatssozialistisch regierten Länder *Osteuropas* zu verstehen, sondern, ähnlich der Entwicklung von Postkolonialismus, als analytische Kategorie. Zentrale Konzepte postkolonialer Theorie können im Rahmen der Analyse postsozialistischer Kontexte zum Verständnis von Postsozialismus als Teil globaler Machtverhältnisse produktiv beitragen (vgl. ebd.: 4f., 12ff.).

Grundlegend zu beachten sei, so Gayatri C. Spivak im Gespräch mit Suzana Milevska (2008 [2003]: 281) auf die Frage nach der Übertragbarkeit postkolonialer Diskurse auf Kontexte außerhalb der ‚typischen‘ postkolonialen Erfahrung (hier *der Balkan/ Mazedonien*), dass nicht davon ausgegangen werden dürfe, dass sich postkoloniale Theorie in der Forschungspraxis *genau so wie sie ist* auf einen bestimmten Untersuchungsgegenstand anwenden lasse. „As in the case of using anything, the people who use ‚post‘-colonialism must be creative. I think there is a lot to be learned from the work that some of us did. But if it is imitative, and again this is true of using anything, it will fail or succeed by re-coding its object on the Orientalist model. Whenever one uses theory like that, one makes the theory part of one’s practice, by open sympathy“ (ebd.).

¹² Auch die alltägliche und strukturelle Betroffenheit durch Rassismus von Personen, welche als *Weiß* gelesen werden, werden in diesem Zusammenhang diskutiert. So sprechen etwa Antonina Tereshchenko, Alice Bradbury und Louise Archer (2019) in einer Untersuchung der Erfahrungen von Studierenden aus *Zentral- und Osteuropa* in Großbritannien von „marginal whiteness and linguistic otherness“. Auch Alina Rzepnikowska (2018: 64) verweist in ihrer Analyse narrativer Interviews mit polnischen Migrantinnen im Ballungsraum Manchester (GB) darauf, dass etwa ein sprachlicher Akzent oder Namen zu „visible and audible markers“ rassialisierter Differenz werden können. Solche Prozesse der Rassialisierung hängen darüber hinaus mit Geschlechter- und Klassenverhältnissen zusammen.

Madina Tlostanova (2012: 132) schlägt daher eine „decolonial option“ als „common ground“ postkolonialer und postkommunistischer Erfahrung vor, mit einer Fokusverschiebung von (vermeintlich) universal anwendbaren Theorien hin zu pluriversalen Betrachtungsweisen und der Sensibilität für lokales, alternatives Wissen. Tlostanova (Tlostanova 2015: 30) versteht sowohl postkoloniale als auch postsozialistische Diskurse als „Produkte“ eines Machtverhältnisses von „modernity/coloniality“ (welche sie von historischem Imperialismus/Kolonialismus unterscheidet) – „sharing the basic rhetoric of modernity acting as a tool in justifying the continuing colonization of time and space, of lives and futures“ (ebd.; siehe auch Tlostanova 2012). „[G]lobal coloniality“ (Tlostanova 2012: 130) – Tlostanova bezieht sich hierbei u.a. auf die Arbeiten von Anibal Quijano, Walter Mignolo, Nelson Maldonado-Torres und Maria Lugones (ebd.: 132) – beschreibt „the indispensable underside of modernity, a racial, economic, social, existential, gender and epistemic bondage created around the 16th century, firmly linking imperialism and capitalism, and maintained (though reconfigured) since then within the modern/colonial world“ (ebd.). Als Teil der herrschenden *westlichen*, modernen Wissensmatrix orientieren sich Tlostanova (ebd.: 134) zufolge die Postcolonial Studies an der „modern division into subject (who is doing the studying) and object (which is studied), which results in a dominant research paradigm where western high theory is applied to local material“. Im Gegensatz dazu sei es Anspruch der „decolonial option“, etablierte (*westliche*) Wissenskategorien zu überwinden und Wissen zu dekolonisieren (ebd.: 133), indem von jenen Wissensbeständen ausgegangen wird, die sich gerade diesen *westlichen* (modernen, rationalen) Denkweisen entziehen – im Sinne einer „epistemic disobedience“ (Mignolo 2011: 45). Kulawik (2020b: 97f.) kritisiert an diesem Zugang, dass es *die westliche Moderne* als abgeschlossenes System konzeptualisiere, das einseitig aus dem historischen Kolonialismus abgeleitet und dem ein (romantisierendes) *Außerhalb der Verhältnisse* als potentieller Ort transformativen Wissens gegenübergestellt wird. Indem sie zur Überwindung disziplinärer und kategorialer Grenzen anregen, eröffnen dekoloniale Ansätze „new ways of critical thinking through the creation of productive tensions and encounters“ (ebd.: 98). Die psychologisierende Vorstellung unidirektionaler, rein repräsentativer Machtverhältnisse jedoch – Tlostanova (2012: 132) spricht von „[m]ind-colonization [...] [as, C.S.] a disease common in all parts of the world and all strata of society“ und „brainwashing“ – verstärke jedoch jene Dualismen, die eigentlich über-

wunden werden sollen (Kulawik 2020b: 97) und könne die komplexen, *relationalen* Machtbeziehungen gegenwärtiger globaler Verhältnisse nicht greifen (vgl. ebd.: 98).

Es lässt sich festhalten, dass die Auseinandersetzung mit post- und dekolonialen Ansätzen innerhalb der Forschung zu Poststaatssozialismus und „non-Western Europe“ (Kulawik 2020b: 93) nicht als einfache Übertragung von einem Kontext in einen anderen zu betrachten ist (ebd.; Tlostanova 2015: 29). Vielmehr halten (kreative) Übersetzungen, Diskussionen und Bearbeitungen das Potential bereit, eine Vielzahl historischer und aktueller räumlich-zeitlicher Grenzziehungen in Europa kritisch zu analysieren (Kulawik 2020b: 93). Im Rahmen globaler Macht- und Herrschaftsverhältnisse stellt sich die Frage nach der Konstruktion *des Anderen* nicht nur in Bezug auf die gewaltvolle Unterwerfungs- und Ausbeutungspolitik der europäischen Kolonialmächte bis ins 20. Jahrhundert und die Entmenschlichung und Ausbeutung kolonisierter Bevölkerungen. Sie stellt sich auch für transnationale feministische Theorie fortlaufend in Hinblick auf „a particular world balance of power“ (Mohanty 2003: 20), innerhalb derer *der Westen* nach wie vor eine hegemoniale Stellung einnimmt. Dabei spielen nicht nur ökonomische, politische und militärische Machtstrukturen eine wesentliche Rolle, sondern auch der Status *westlicher* Wissensproduktion – „that is, the production, publication, distribution, and consumption of information and ideas“ (ebd.: 21). *Westliche* Philosophie und Wissenschaft sind maßgeblich an der diskursiven Konstruktion *des Anderen* beteiligt. „[I]t is only insofar as ‚woman/women‘ and ‚the East‘ are defined as others, or as peripheral, that (Western) man/humanism can represent him/itself as the center. It is not the center that determines the periphery, but the periphery that, in its boundedness, determines the center“ (ebd.: 43f.).¹³

2.3 Transnationaler Feminismus: Osteuropa als ‚the second Other of Europe‘

Trotz des Anspruchs, diskursive Grenzziehungen und globale Machtverhältnisse kritisch zu hinterfragen und „countergeographies and counterhistories“ zu entwerfen (Grabowska 2012: 407), fokussiert ein großer Teil transnationaler feministischer und postkolonialer Theorie nach wie vor bevorzugt auf das Verhältnis von *First World* und *Third World Feminisms*, während die *Second World* (wie auch die Verbindungen von

¹³ „Woman“ im Singular verwendet Mohanty (2003: 19) für die kulturelle und ideologische Konstruktion und Repräsentation *der Frau* innerhalb und durch wissenschaftliche, juristische, mediale,...Diskurse, während „women“ im Plural für Frauen als materielle, historische Subjekte steht.

Second und *Third World*) nach dem Zusammenbruch dieser vom Kalten Krieg geprägten Weltordnung weitgehend aus dem Blick geraten ist (Kulawik 2020a: 15; Koobak/Marling 2014; Grabowska 2012; Gržinić 2011; Suchland 2011).

Innerhalb der Entwicklungen transnationaler feministischer Theorie sei der Kontext einer „implosion of multiple spatial, political, and epistemic boundaries“, repräsentiert in den Narrativen rund um das Jahr 1989, mit einem entscheidenden Paradigmenwechsel zusammengefallen, so Teresa Kulawik (2020a: 2) in der Einleitung des gemeinsam mit Zhanna Kravchenko herausgegebenen Sammelbandes „Borderlands in European Gender Studies: Beyond the East-West Frontier“ (Kulawik/Kravchenko 2020). Der Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme und die globale Ausweitung eines neoliberalen Kapitalismus seien nicht nur mit Veränderungen auf der institutionellen Ebene einher gegangen, wie die Professionalisierung und Transnationalisierung des akademischen Feminismus (Kulawik 2020a: 8), sondern auch mit einer innertheoretischen „expansion of culturalized differences“ (ebd.: 2) – ein Zusammenhang, der in feministischen Theoriedebatten weitgehend unterbeleuchtet bleibe (ebd.). Die *Second World* habe sich innerhalb transnationaler feministischer Theorie von einer politisch-ökonomischen Einheit zu einem (Vorstellungs-)Raum kulturalisierter und ethnisierter Grenzziehungen gewandelt (Kulawik 2020a: 1f.): *Osteuropa* und *der Balkan* (ebd.), häufig noch ergänzt um *Zentralasien* und *den Kaukasus* (Suchland 2011: 844).

Das Verhältnis von *Osten* und *Westen* in wissenschaftlichen Diskursen lässt sich begreifen als eine „metageography, a spatial and mental structure through which people order their knowledge of the world“, so Kulawik (2020a: 3). Edward W. Saïd (1995 [1978]: 90) spricht in seiner Konzeptualisierung und Kritik des Orientalismus (einem zentralen Konzept postkolonialer Theorie) als Diskurs und Machtverhältnis von einer ‚positional superiority‘ des Westens. Auch wenn die Diskurse um *den Westen* und *den Osten* materielle Realitäten mit einbeziehen, beschreiben sie keine realen Orte, sondern Positionen in einem metageographischen Machtgefüge – in welchem der *Westen/Okzident* eine hegemoniale Stellung gegenüber dem *Osten/Orient* einnimmt (vgl. ebd.). Auch wenn die ‚Konfrontation der Blöcke‘ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sicher zur nachhaltigen Verankerung im kollektiven Gedächtnis beigetragen hat, ist die Idee einer Trennung Europas in *West* und *Ost* nicht auf die Zeit

des Kalten Krieges beschränkt. Tatsächlich lässt sie sich bis weit in die Philosophie der Aufklärung zurückverfolgen, wie Larry Wolff in seinem Werk „Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment“ (Wolff 1996) gezeigt hat. *Osteuropa*, als „extremely powerful idea, deeply embedded in the history of two centuries“ und mit weitreichenden politischen Auswirkungen (ebd.: 15), fungiert auch nach dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme ab 1989 als *das andere Europa*. „Yet its difference from the ‚West‘ is not different enough to be a postcolonial ‚Other‘. The grey zone of Europe, as Eastern Europe is sometimes nicknamed, is neither in nor out but somewhere in between“ (Koobak/Marling 2014: 334). Ein weiteres Phänomen, das in diesem Zusammenhang diskutiert wird, hat Milica Bakić-Hayden (1995: 918) als „nesting orientalisms“ beschrieben, einen Prozess der ‚abstufenden Orientalisierung‘: „In this pattern, Asia is more ‚East‘ or ‚other‘ than eastern Europe; within eastern Europe itself this gradation is reproduced with the Balkans perceived as most ‚eastern‘; within the Balkans there are similarly constructed hierarchies“ (ebd.). Dieses Argument verdeutlicht nochmals, dass mit dem Zusammenbruch der ‚bipolaren Weltordnung‘ des Kalten Krieges auch die Überarbeitung theoretischer Konzepte notwendig ist, um die Transformation(en) globaler Machtverhältnisse fassen zu können.

Im Unterschied zu dem *Anderen* postkolonialer Diskurse (der ‚Third World Difference‘, s.o.) stehe *Osteuropa* nicht so sehr für das *qualitativ Andere*, sondern vielmehr das *unvollständige Andere* – als „Western Europe’s incomplete self, employing mechanisms of quantitative inferiorization“ (Kulawik 2020a: 4) und „a transitional area to be ‚civilized‘ and assimilated to Western political values“ (Zhurzhenko 2010: 28). Selbst innerhalb postkolonialer Kritik, die auf die Hegemonie *westlichen* Wissens und die Notwendigkeit seiner Kontextualisierung und Lokalisierung aufmerksam gemacht hat, wird *Osteuropa* mit dem Zusammenbruch der *Second World* häufig unhinterfragt als Teil des globalen Nordens (*First World*) bzw. des *Westens* gedacht. „Ironically, along the new local-global axis, the specificity of the East European position and the post-socialist condition tends to disappear“ (Kulawik 2020a: 3; siehe hierzu auch Koobak/Marling 2014: 333). *Osteuropa* habe sich innerhalb transnationaler feministischer und postkolonialer Theorie von der *Second World* zu „the second Other of Europe“ gewandelt (Kulawik 2020a: 1). In dieser diskursiven Positionierung wird es entweder als „different but somehow not different enough“

verhandelt (Tlostanova/Thapar-Björkert/Koobak 2019: 81) oder ‚verschwindet‘ völlig unthematisiert (ebd.; Kulawik 2020a: 2, 12; Blagojević 2009: 37).

Indem räumlich-geopolitische Differenzen derart auf eine zeitliche Ebene projiziert werden, werde *Osteuropa*, und damit gleichermaßen feministische Theorie und Praxis in *Osteuropa*, auf einer Skala von Rückstand (backwardness) und Fortschritt (progress), häufig diskursiv als „catching up“ (Koobak/Marling 2014: 333) bzw. „lagging behind“ (ebd.: 339) gegenüber *dem Westen* eingeordnet. Redi Koobak und Raili Marling (ebd.: 331) bezeichnen diesen Zusammenhang als „temporal othering“. Der Status eines „Dazwischen“ wird zum besonderen Merkmal der räumlich-zeitlichen Positionierung *Osteuropas* und findet sich besonders deutlich etwa in den Diskursen um die ‚Demokratisierung‘ und ‚Europäisierung‘ der früheren *Second World* (Suchland 2011: 839) wieder. Poststaatssozialismus wird dabei zugleich als *aufholende Bewegung* und als ein auf die Länder *Osteuropas* beschränkter allgemeiner zeitlicher *Zustand* nach dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme verstanden und simplifiziert. „The collapse of the socialist world (...) has led to a strange symptom detectable in Francis Fukuyama’s infamous ‚end of history‘ discourse and in the typically Western but also postcolonial understanding of the postsocialist as time (after socialism) not as space (where the remaining postsocialist subjects still dwell)“ (Tlostanova 2015: 27).

Gleichzeitig wird, in umgekehrter Richtung, Zeit räumlich eingehegt – in nationale und metageographische (Grenz-)Räume, wie die angesprochenen, in einem hierarchischen Verhältnis stehenden Begriffspaare *Osten/Westen*, *Zentrum/Peripherie*, etc. „Post-state-socialism was not regarded as a historical condition and a shift in the historical map affecting both sides“ – sondern als abweichende Entwicklung der Länder des *Ostblocks* und deren ‚rückständiger‘, ‚fremder‘ Kultur (Kulawik 2020a: 3). Ein solcherart begrenztes Verständnis von Poststaatssozialismus erkennt, „that the fall of socialism impacted the whole world, among other things by aiding the global embrace of neoliberalism“ (Marling 2021: 95). Darüber hinaus geht zudem die Vielfalt lokaler Kontexte, Entwicklungen und ihrer Subjekte verloren. „The end of Soviet dominance was not characterised by a simple replacement of one ideology with another, as the metaphor of transition would imply, but by a multiplicity of coexisting viewpoints and anxieties about location, globalisation, ideology, nation and, above all, the

aspiration to be accepted in the West as West. These paradoxes do not fit into the predominant frames of reference in transnational feminism“ (Koobak/Marling 2014: 334). Trotz des verstärkten Fokus auf Differenz und die Kontextualisierung der Erfahrungen von Frauen seien feministische Narrative der Transformationen nach 1989 nach wie vor häufig davon geprägt, dass Frauen in post-sozialistischen Kontexten als homogene Gruppe erzählt werden, mit universal geteilten Erfahrungen, sowohl hinsichtlich der Lebensverhältnisse während der Zeit des Staatssozialismus, als auch der gesellschaftlichen Transformationprozesse ‚danach‘ (Grabowska 2012: 386). Auch die Analyse vergeschlechtlichter Unterdrückungsverhältnisse in ihrer aktuellen Konfiguration richte sich häufig ausschließlich auf die (prä-)staatssozialistische Vergangenheit, statt auch auf gegenwärtige demokratische, kapitalistische Entwicklungen (vgl. Kulawik 2020a: 13).

2.4 Die ‚Tempo-localities‘ einer ‚Non-Region‘

Zu diesen gegenwärtigen Entwicklungen kapitalistischer Gesellschaften gehört etwa der Kontext einer zunehmenden Umstrukturierung von Universitäten nach Unternehmenslogiken. In diesem Zusammenhang ist die universitäre Etablierung feministischer Theorie als Gender Studies/Geschlechterforschung nicht nur Ausdruck der in Kapitel 2.1 angesprochenen innerfeministischen Auseinandersetzungen und paradigmatischen Verschiebung vom universalen Subjekt ‚Frau‘ (und damit auch der ‚traditionellen‘ Frauenforschung) hin zu Differenz und Gender/Geschlecht, sondern auch einer zunehmenden Professionalisierung und Transnationalisierung von Universitäten und Hochschulbildung sowohl in Europa als auch in den USA. Während die Institutionalisierung der Gender Studies in *Westeuropa* im Kontext dieser allgemeinen Veränderungen des Hochschulsystems seit den 1960er Jahren stand, fand sie an den Universitäten in den post-sozialistischen Ländern im Kontext einer breiten Entpolitisierung/-ideologisierung akademischer Institutionen in den 1990er Jahren statt (Kulawik 2020a: 10 f.). „The concept of feminism, as an *-ism* already under suspicion of representing an ideology, was in general a contested one. For this reason, gender, which was less marked with previous connotations, was given preference and the term *feminism* avoided“ (ebd.: 10; Herv. i. O.). Der durchaus erfolgreiche Aufbau von Gender Studies Programmen an zahlreichen Universitäten im post-sozialistischen Raum wurde darüber hinaus häufig durch private, internationale Stiftungen und EU-

Programme finanziert, was sowohl die ambivalente Positionierung der Gender Studies als „foreign interloper“, als auch hierarchische, ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse verstärkt habe (ebd.: 11; Pető 2019).

Der durch Poststrukturalismus und Postkolonialismus geprägte Paradigmenwechsel innerhalb feministischer Theorie und Praxis ist Agnieszka Graff (2020: 41) zufolge bezogen auf *post*-sozialistische Kontexte von besonderer Bedeutung insofern, als dass er mit dem Zeitpunkt des *Eintretens* von feministischen Theoretiker*innen und Aktivist*innen in transnationale feministische Debatten¹⁴ und dem folgenden Aufbau feministischer Strukturen (wie etwa der Gender Studies an den Universitäten) zusammengefallen ist. Die Prägung (neuer) politischer Identitäten und theoretischer Positionierungen habe im Kontext einer Transition hin zur Demokratie stattgefunden, deren liberale Elemente (Freiheit, Gleichheit, Schutz von Minderheitenrechten), mit dem global herrschenden Neoliberalismus auf seinem Höhepunkt, alles andere als gesichert waren (ebd.: 41). Graff (ebd.: 42) zufolge seien dadurch bestimmte Widersprüchlichkeiten, die in der feministischen Theorie und Praxis laufend diskutiert werden, innerhalb postsozialistischer Kontexte besonders stark ins Gewicht gefallen. Da sich postsozialistische Länder unter anderem durch den vergleichsweise ungefestigten Status liberaler Demokratie auszeichnen, seien etwa die Spannungen zwischen feministischer Praxis als Massenbewegung, die für sozialen Wandel in liberalen Demokratien kämpft, und feministischer Theoriebildung an den Universitäten, die unterdessen an den ideellen Grundfesten liberaler Philosophie zu rütteln sucht, besonders präsent (ebd.).

Während die zeitlich-räumliche Differenzierung von Erfahrung(en) kritisches Analysepotential bietet, geht sie dennoch mit gewissen Schwierigkeiten einher. So verweist Kulawik (2020a: 13) auf die steigende Tendenz feministischer Theoriedebatten, Forscher*innen und Forschungsansätze primär geopolitisch zu lokalisieren (als Französisch, Anglo-Amerikanisch, etc.) und nicht politisch-theoretisch (z.B. als radikal, sozialistisch, liberal, Black, lesbisch etc.): „This tendency is linked to a notion of origin

¹⁴ Die Beteiligung an internationalen Debatten war Jennifer Suchland (2011: 843) zufolge bis zum Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘ nur sehr eingeschränkt möglich: „While representatives from those countries took part in official UN activities prior to 1989, whether they were able to act as independent agents is another question. In addition, tight restrictions and repression of civil society certainly kept representatives from the USSR and Eastern bloc from participating in parallel NGO conferences. In many respects, the full entrance of women’s voices from the second world into the United Nations and international stage could not occur until after 1989–91.“

that is both geographically and temporally determined and that illustrates the extent to which epistemic authority is conferred by geopolitical location“ (ebd.). Damit zusammenhängend ist auch Sprache ein entscheidendes Kriterium der hierarchischen Klassifizierungen innerhalb globaler Wissensproduktion, die mit geopolitischen Grenzziehungen einhergehen und als „boundary work“ verstanden werden können (ebd.: 13f.). Mit diesem Begriff beschreibt Thomas F. Gieryn (1983: 782) die verschiedenen Arten und Weisen, wie wissenschaftliche intellektuelle Arbeit – in der Rhetorik von Wissenschaftler*innen selbst – ideologisch von nicht-wissenschaftlichen Aktivitäten abgegrenzt wird. Als Ausdruck der Hierarchisierung intellektueller Arbeit lässt sich dies übertragen auf die epistemische Autorität *westlicher* und englischsprachiger feministischer Theorie gegenüber eines exotisierten *Osteuropas*, die sich in der Tendenz zeigt, empirische Feldforschung und Fallstudien ‚aus der Region‘ zu beziehen, während grundlegende Theoriearbeit implizit und explizit *westlich* angesiedelt bleibt (Kulawik 2020a: 22; Koobak/Marling 2014: 336).

Darüber hinaus laufe postmoderne und postkoloniale Kritik Gefahr, durch neoliberale und nationalistische Diskurse vereinnahmt zu werden, so Graff (2020: 52f.). Im polnischen Kontext etwa würde die Rhetorik kultureller Differenzen häufig vonseiten konservativer Akteur*innen eingesetzt, um die Rechte von Frauen weiter einzuschränken, während diese Maßnahmen offiziell als patriotischer Kampf gegen die ‚koloniale Gewalt der EU‘ gerechtfertigt würden. Während es zur Absicherung von Gleichberechtigung am Arbeitsmarkt gesetzliche EU-Richtlinien gibt, unterliegen reproduktive Rechte, wie das Abtreibungsrecht, den jeweiligen Mitgliedsstaaten, was im Falle Polens dazu führe, dass die restriktiven Gesetze in diesem Bereich trotz landesweiter und internationaler zivilgesellschaftlicher Proteste vonseiten der EU weitgehend toleriert würden (ebd.: 53). Dies mache die Arbeit feministischer Theoretiker*innen und Aktivist*innen, die häufig Ziel nationalkonservativer Angriffe sind, besonders schwer. „Operating in such a context – labelled a traitor of your culture or a pawn of colonialism – many feminists find themselves yearning for universals“ (ebd.: 53; siehe hierzu z.B. auch Tskhadadze (2018) für den georgischen Kontext). Hier kommt wiederum die eingangs angesprochene grundlegende Diskussion um einen universalen Feminismus zum Tragen. Konzepte wie *die Frau* und *die Erfahrung* als universelle Konzepte, sowie die Idee von *Universalien* an sich seien „both necessary and impossible“, so Graff (2020: 52). Feministische Theorie sei auf diese Konzepte angewiesen,

um in der Praxis handlungsfähig zu sein – und kann die Vorstellung universaler *weiblicher* Erfahrung als Grundlage feministischer Theorie und Praxis zugleich nicht aufrechterhalten, welche durch postkoloniale (wie auch queere) Kritik als eine durch globale Machtverhältnisse geprägte *weiße* Erfahrung *heterosexueller* (Cis-)Frauen dekonstruiert wurde und wird (ebd.: 51f.).

Anspruch der dargestellten Debatte innerhalb transnationaler feministischer Theorie ist es, der *Second World* als „non-region“ eine eigene Temporalität zuzugestehen (Kulawik 2020a: 20) und sie auf neue Weise in eine „post-Three-World epistemic cartography“ (ebd.: 1) einzuschreiben. Dabei geht nicht nur um die Anerkennung einer spezifischen zeitlich-räumlichen Situation im Sinne der „recognition of yet another ‚difference‘“ (Koobak/Marling 2014: 332), sondern vielmehr darum, den Referenzrahmen der wissenschaftlichen Verhandlung dieser Situation kritisch zu hinterfragen (ebd.): *den Westen* als Norm, als „primary referent in theory and praxis“ (Mohanty 2003: 18). Die Einteilung der Welt in eine hierarchische Vorstellung von *First*, *Second* und *Third World* wurde regelmäßig als essentialisierend und vereinfachend kritisiert, sie ist jedoch nicht nur heute ‚nicht mehr adäquat‘, sondern hat vielmehr zu keinem Zeitpunkt in neutraler Weise die politische, ökonomische und soziale Realität globaler Machtverhältnisse abgebildet. Vielmehr sind solche diskursiven Konstruktionen Teil struktureller Machtverhältnisse, innerhalb derer *der Westen* nach wie vor eine hegemoniale Stellung in der globalen Wissensproduktion einnimmt (vgl. ebd.: 20f.). „Westernness (...) is the globalisation of capitalist modernity which ensures the structural insurmountability of the white/non-white and Western/non-Western divide, as it is cast in the very infrastructure – institutional, political, economic – of the modern world“ (Ang 1995: 197).

Darüber hinaus gilt es zudem, Poststaatssozialismus als Teil globaler Verhältnisse zu begreifen, nicht nur als zeitlich-räumliches Label und das spezifische Erbe der ehemals staatssozialistisch regierten Länder. Vielmehr könne Postsozialismus als Modus kritischer Reflexion und als Analysekategorie eingesetzt werden: „[C]ritical of the socialist past and of possible socialist futures; critical of the present as neoliberal verities about transition, markets, and democracy were being imposed upon former socialist spaces; and critical of the possibilities for knowledge as shaped by Cold War Institutions“ (Chari/Verdery 2009: 11, zit. in: Koobak/Marling 2014: 336). Transforma-

tion und Poststaatssozialismus als zeitlich-räumliche Verschiebung politisch-ökonomischer, gesellschaftlicher und diskursiver Verhältnisse zu begreifen, erfordert die Verbindung verschiedener Analyseebenen und die kritische Auseinandersetzung mit diskursiv wie materiell re-/produzierten Machtverhältnissen und deren zeitlich-räumlicher Lokalisierung (vgl. Kulawik 2020a: 25). „[B]ringing the second world into transnational and postcolonial feminist studies“ (Grabowska 2012: 403) hat somit weitreichende theoretische Konsequenzen und geht mit einem grundlegenden Plädoyer für die kritische Auseinandersetzung mit (unüberwindbaren) Ambivalenzen statt linearer Erzählungen und einseitiger Positionierungen innerhalb feministischer Theoriearbeit einher. Dafür ist es hilfreich, Theoriearbeit zu verstehen als „crazy quilting, dirty blending, and creolizing. The vision, then, is of knowledge on the global scale and a modality of feminist theorizing that unfolds contested knowledge and is capable of living up to the politics of contestation and entanglement (Hark 2005: 395). That would be an academic practice driven by a mode of critique that prioritizes mutual learning and becoming ‚better with/because of‘“ (Kulawik 2020b: 100). Aufbauend auf den im nächsten Kapitel folgenden Ausführungen zu den Potentialen einer Auseinandersetzung mit fiktionaler Literatur als Teil von feministischer, politikwissenschaftlicher Theoriearbeit soll über die Romananalyse in Kapitel 5 gezeigt werden, welchen Beitrag Romane als literarische *Gegenerzählungen* zur oben dargelegten Debatte und damit der Herausforderung etablierter Narrative der politikwissenschaftlichen Transformationsforschung zu *Osteuropa* leisten können.

3. Fiktionale Literatur und politische Theorie

Wie einleitend angesprochen, bezieht feministische Theorie eine Vielzahl unterschiedlicher Wissensformen und -disziplinen in ihre Analysen mit ein. Eine solche Erweiterung des theoretischen Blicks dient dazu, vermeintlich festgeschriebene Vorstellungen und Erzählungen aufzubrechen und sich mit Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen innerhalb gesellschaftlicher (Wissens-)Verhältnisse sowie mit feministischer Theorie und Praxis als Teil dieser Verhältnisse auseinanderzusetzen. Aus diesem Anspruch heraus soll im Folgenden das Potential einer theoretischen Auseinandersetzung mit fiktionaler Literatur für feministische politische bzw. politikwissenschaftliche Theorie/-debatten näher beleuchtet werden. Daran anschließend wird in

Kapitel 4 die methodische Umsetzung dessen im Rahmen der vorliegenden Arbeit präsentiert. In Kapitel 5 folgt schließlich die Analyse der Romane „Spaltkopf“ von Julia Rabinowich (2011 [2008]) und „Das letzte rote Jahr“ von Susanne Gregor (2019). Sie werden auf ihren Beitrag zur formulierten Kritik der oben skizzierten Debatte innerhalb transnationaler feministischer und postkolonialer Theorie um die Transformation(en) *Osteuropas* hin untersucht.

Die Auseinandersetzung mit fiktionaler Literatur spielt sowohl innerhalb der feministischen Theorie und den Gender Studies eine wichtige Rolle als auch innerhalb Postkolonialer Theorie. Feministische literaturtheoretische Ansätze werden seit den 1970er Jahren verstärkt erarbeitet und durch neuere Ansätze der „gender-orientierten Erzähltheorie“ weiterentwickelt (Nünning/Nünning 2004: 21). Während die Übergänge zwischen feministischer Literaturwissenschaft und den Gender Studies fließend erscheinen, sind unter ersterer durchaus Positionen vertreten, die von einer essentialisierenden Vorstellung von Geschlecht und Geschlechterdifferenz ausgehen, während letztere bei der Interpretation von Erzähltexten insbesondere die Prozesse der *Konstruktion* von Geschlecht und Differenz in den Blick nehmen (Gymnich 2010: 255; Nünning/Nünning 2004: 21). Auch die Postkoloniale Literaturkritik hat seit den 1980er Jahren einen etablierten Stellenwert innerhalb der anglo-amerikanischen und europäischen Literaturwissenschaften. Dies hängt Birgit Neumann (2010: 271) zufolge mit einem tiefgreifenden Wandel in der europäischen Gegenwartsliteratur seit den 1950er Jahren im Kontext globaler Prozesse der Entkolonialisierung zusammen. „[T]ranskulturelle Erzähltexte“ setzen sich in vielfacher und kritischer Weise mit „postkoloniale[n] Geschichten, Geographien und Identitäten“ (ebd.) auseinander.

Begriffe wie Transkulturelle Literatur oder Migrationsliteratur sind nicht unumstritten und insbesondere in ihrer Verwendung innerhalb des Literaturbetriebes auf nationaler und internationaler Ebene hochgradig politisch. Während sie einerseits auf die Ermächtigung migrantischer Positionen abzielen (insbesondere im Zusammenhang mit gezielten Förderstrukturen, wie etwa die Arbeitsstipendien von *kültür gemma*¹⁵), fungieren sie andererseits häufig als Marker des exotisierten *Anderen*, indem eine Vielfalt von Autor*innen, Ästhetiken und Thematiken auf einen Begriff reduziert wird, der den Fokus auf das vermeintlich *Gemeinsame* einer Migrationserfahrung ver-

¹⁵ URL: <https://kultuergemma.at/de/uber-uns>

schiebt (vgl. Grillmayr 2016). Zahlreiche Autor*innen, die mit der Problematik der Zuordnung ihrer Werke zu Begriffen wie Exil- oder Migrationsliteratur konfrontiert sind, haben sich dazu kritisch geäußert, auch Julya Rabinowich (2010) und Susanne Gregor in einem Interview in der österreichischen Wochenzeitung „Die Furche“ mit Redakteurin Brigitte Schwens-Harrant (2016):

„Die Furche: Sie werden immer wieder mit der sogenannten ‚Migrationsliteratur‘ in Zusammenhang gebracht – wie geht es Ihnen damit?

Gregor: Als mir ein Kollege empfohlen hat, mich bei Preisen zu bewerben, hat er mir eine E-Mail weitergeschickt über den Hohenemser Literaturpreis. Es hat lange gedauert, bis ich begriffen habe, warum das etwas für mich wäre. Es ist mir gar nicht bewusst gewesen – ach so, ja, Migrationshintergrund! – das hat eine Weile gedauert. Es kam mir vor, als hätte mich jemand auf eine Behinderung aufmerksam gemacht. Du kannst hier parken, du hast ja einen Behindertenausweis. So fühlte sich das an. Es war nicht in mir drin, dass ich Migrantin war, und dann wurde das immer wieder unterstrichen, es wird bis heute unterstrichen. Ich glaube, Leser brauchen es gar nicht, dass man immer wieder einer Kategorie zugeordnet wird, es ist Sache des Literaturbetriebs, der braucht diese Kategorien. Ich kann mich erinnern, dass Christa Stippinger von der ‚edition exil‘ einmal zu mir sagte: Weißt du, dein Name ist einfach zu deutsch. Was für ein Wahnsinn. Erst dieser Druck, schnell, schnell deutsch zu klingen - und jetzt wieder zu deutsch zu sein. Es löst keine Identitätskrise in mir aus, überhaupt nicht, es hat mit mir persönlich gar nichts zu tun, aber es ist schon interessant, wie die Welt funktioniert.“

Teresa Kulawik (2020b: 99) spricht diese Problematik im Rahmen eines Buchkapitels in einer kurzen Darlegung ihrer eigenen Biographie in ähnlicher Weise an: „I learned German fast and became one of what I called the ‚invisible Polish migrants.‘“

Aber auch innerhalb der Literaturwissenschaften wird diese Problematik deutlich, wenn die herrschende Position nicht als solche sichtbar gemacht, sondern unhinterfragt als allgemeine Norm angenommen wird: „White and Western theorists speak the universal, analytical voice, while the minority text is the single instantiation; the narrative theory is the langue, the minority texts merely the parole“ (Kim 2012: 237).

Demgegenüber sind in den letzten Jahren „Diaspora und Transnationalität [...] in der Literaturwissenschaft zu wichtigen Forschungsparadigmen avanciert, die die sogenannte ‚Migrationsliteratur‘ als Antipol einer ‚Nationalliteratur‘ abgelöst haben. Globale Migrationsbewegungen, Fluchterfahrungen sowie transnationale Lebensentwürfe in Zeiten der Digitalisierung stellen das Paradigma der Nationalliteratur auf den Prüfstand“, so Sonja Dickow (2019: 43). Transnationale Literatur bewegt sich in vielfältiger Weise zwischen metageographischen, vergeschlechtlichten, ethnisierten und anderen Grenzziehungen globalisierter Verhältnisse. „Transnationalität betont die Bewegung über Grenzen hinweg, das grenzüberschreitende bzw. ‚grenzenlose‘ Wirken von Medien, ökonomischer Handlungsmacht sowie kultureller Formationen und hat eine explizit politische Implikation“ (Reichardt 2019: 108). Für das Interesse der vorliegenden Arbeit an der erzählerischen Verhandlung von Grenzziehungen und Transformationen ist dieser Begriff daher am ehesten geeignet. Madina Tlostanova (2012: 141) spricht der transnationalen bzw. transkulturellen künstlerischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Wissens- und Machtverhältnissen ein besonderes Potential zu: „[T]ranscultural art remains, so far, the most effective instrument in the process of the liberation of knowledge and of being from the myths and norms of modernity and its underside – global coloniality.“

Bevor die Auswahl der für diese Arbeit analysierten Romane begründet und zu methodischen Überlegungen übergeleitet wird, folgt eine Skizzierung der produktiven Möglichkeiten eines Dialogs von politischer feministischer Theorie und fiktionaler Literatur. Wie „(...) kommunizieren Literatur und Theorie und welchen Beitrag leisten Literatur sowie Medien zu politischer Theoriebildung?“ (Kerekes et al. 2018: 16) Um sich diesen Fragen anzunähern, wird zunächst die narrative Dimension politischer Theorie in den Blick genommen und erzähltheoretische Einsichten zu Zeitlichkeit, Räumlichkeit und Handlungsfähigkeit in Bezug zur in Kapitel 2 dargestellten Debatte gesetzt.

Marion Löffler (2012: 314) plädiert dafür, „weder ewige Differenzen zwischen Literatur und Theorie zu behaupten noch jeglichen Unterschied zu negieren.“ Notwendig scheint also eine Annäherung an die grundlegende Frage, wie politische Theorie und fiktionale Literatur in einen produktiven Dialog treten können, welche Formen von Wissen sie hervorbringen und wie sich diese verknüpfen lassen, ohne notwendige

Differenzierungen, etwa in Hinblick auf den Anspruch, zu verwischen. ‚Politische Theorie‘ wird hier in einem weiten Sinne als Überbegriff für solche Theorien verwendet, die sich mit ‚dem Politischen‘ – verstanden als gesellschaftliche Machtverhältnisse – auseinandersetzen. Feministische Theorie spielt dabei sowohl ‚übergreifend‘ (d.h. als Teil von und/oder Kritik an bestimmten Ansätzen politischer Theorie), als auch ‚für sich‘ eine zentrale Rolle, etwa in der ‚Entdeckung‘ des Politischen in der vorgeblich davon trennbaren Sphäre des Privaten (vgl. Brown 2002: 571). Was politische Theorien und fiktionale Literatur teilen, ist, dass sie auf Sprache und Textualität angewiesen sind (vgl. Löffler 2012: 310). Politische Theorien „konstruieren ihre Gegenstände und können auch fiktionale Elemente enthalten“ (ebd.), insofern, als dass abstrakte theoretische Konzepte und Thesen über die erfahrbare Realität „*hinausweisen*, indem sie aufdecken, was ohne theoretische Konstruktionen unsichtbar bliebe“ (ebd., Herv. C.S.). „As a meaning-making enterprise, theory depicts a world that does not quite exist, that is not quite the world we inhabit. But this is theory's incomparable value, not its failure. Theory does not simply decipher the meanings of the world but recodes and rearranges meanings to reveal something about the meanings and incoherencies that we live with“ (Brown 2002: 573f.). Gleichzeitig folge daraus nicht automatisch, dass politische Theorie auch *Literarizität*¹⁶ aufweise (Löffler 2012: 310).

Auch fiktionale Darstellungsformen zeichnen sich durch das *Hinausweisen* über die erfahrbare Realität aus; sie erlauben „einen freien Umgang mit Stoffen von zweifelhaftem Wahrheitswert“ (Koschorke 2012: 18). Der dem Bereich des Fiktionalen zugeordnete Modus des Erzählens¹⁷, verstanden als eine „Technik der Wissensvermittlung“ (ebd.: 17), wird aufgrund der Tendenz, „Uneindeutigkeit hinsichtlich der Alternative wahr/unwahr“ (ebd.) und real/irreal stehen zu lassen, dem „*mythos*“ zugerechnet (ebd.). Der Bereich des Mythischen wird zumeist in klarer Abgrenzung zum „*logos*“, der Vernunft – die „Grundlegung der abendländischen Philosophie und Wissen-

¹⁶ Literarizität oder Poetizität, zumeist synonym verwendet, sind Begriffe aus der Literaturtheorie, die „das Charakteristische der literarischen Sprachverwendung“ (van Peer 2003, zit. in: Aumüller 2009: 28) beschreiben. Sie beziehen sich auf „den sprachlichen Aspekt literarischer Kunst[werke] (...) deren Faktur sich durch im weitesten Sinne sprachliche (metrisch-rhythmische, lexikalische, narrative, fiktionale usw.) Individualität, Originalität und Innovation bestimmen lässt“ (Aumüller 2009: 29). Von Poetizität sei dann die Rede, wenn diese Spezifik sprachlich-ästhetischer Textgestaltung allen anderen Textfunktionen, wie „expressive[n], referentielle[n], appellative[n] Funktionen etc.“, klar übergeordnet ist (ebd.).

¹⁷ Die Begriffe des Erzählerischen und des Narrativen werden im Folgenden synonym verwendet.

schaft“¹⁸ – verortet (ebd.: 18). In Anschluss an Albrecht Koschorke (2012: 18) wird hier vorgeschlagen, diese vermeintlich klare Trennung zwischen Wahrheit und Vernunft auf der einen Seite und Erzählung und Lüge auf der anderen Seite aufzubrechen bzw. „nach den verbindenden Elementen in ihrer Gegensatzung zu fragen“ (ebd.). So ist es möglich, politische Theorie auf ihre Narrativität, auf das Moment des Erzählerischen hin zu befragen und theoretische Texte als „(kleine) Erzählungen“ zu verstehen (Löffler 2012: 311), wie es einleitend bereits in Bezug auf das klassische Narrativ politikwissenschaftlicher Transformationsforschung und das ‚Storytelling‘ feministischer Theorie skizziert wurde. Akte des Erzählens können als grundlegende Art und Weise des *Weltgestaltens* verstanden werden (vgl. Viehöver 2014: 69) und stellen eine „gattungs- und medienübergreifende kulturelle Praxis“ (Nünning/Nünning 2004: 22) bzw. „universelle kulturelle Aktivität“ (Koschorke 2012: 17) dar, über die geteilte Realität vermittelt wird. „[I]t is through narrativity that we come to know, understand, and make sense of the social world, and it is through narratives and narrativity that we constitute our social identities“ (Somers 1994: 606). Narrative und Narrativität sind also nicht nur als Darstellungsformen, sondern als Konzepte sozialer Epistemologie und sozialer Ontologie zu verstehen (ebd.).

Bereits seit einigen Jahren lässt sich auch außerhalb der Literaturwissenschaften, als klassischem theoretischen Terrain der Analyse von Narrativen, eine „Hinwendung zur Erzählung in der Politik“ in einigen Teildisziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften konstatieren (Gadinger/Jarzebski/Yildiz 2014: 3). Von besonderer Bedeutung ist dabei das grundlegende Argument, dass Sprache „Realität nicht nur beschreibbar macht, sondern auch als Medium ihrer Konstruktion funktioniert“ (ebd.: 4), welches insbesondere innerhalb feministischer und postkolonialer Forschung einen etablierten Stellenwert hat. Erzähltheoretische Ansätze innerhalb sozialwissenschaftlicher Forschung fokussieren dabei jedoch nicht nur auf Fragen nach den Inhalten von Sprache und des Sprechens, sondern auch auf das „Wie einer Sprechhandlung“ (ebd.: 5, Herv. i. O.) bzw. der erzählerischen Vermittlung (Neumann 2010: 288). Solche Ansätze ermöglichen sowohl die Betrachtung von Erzählungen als Forschungsobjekte, als auch den aus den Geschichtswissenschaften entlehnten

¹⁸ Der Begriff des ‚Abendlandes‘/‚Okzidents‘, insbesondere in seiner Gegenüberstellung zum ‚Morgenland‘/‚Orient‘, ist ebenfalls ein problematischer Begriff, der in diesem Zusammenhang schon auf jene Machtdynamiken verweist, von denen wissen(schaft)stheoretische Diskurse grundlegend geprägt sind.

methodischen Einsatz von Erzählung als „Forschungsstrategie und Darstellungsform meist interpretativer sozialwissenschaftlicher Forschung“ (Biegoń/Nullmeier 2014: 39).

Die Frage nach dem „Verhältnis von Literatur und beschriebener Wirklichkeit“ (Neumann 2010: 273) ist für ideologie- bzw. machtkritische Ansätze, wie die postkoloniale und feministische/*gender*-orientierte Erzähltextanalyse, von besonderer Relevanz (vgl. ebd.). Auch literarische Texte (wie Romane) sind Teil ihres jeweiligen Entstehungs- und Rezeptionskontextes, greifen „gesellschaftliche und geschlechtsspezifische Probleme sowie das soziokulturelle Wissen der jeweiligen Epoche“ auf (Nünning/Nünning 2004: 25) und verarbeiten diese mittels literarischer Darstellungs- und Erzähltechniken. Literarische Repräsentation – wie z.B. die Darstellung des *Fremden* und des *Anderen* in Differenzkategorien wie *Race*, *Class* und *Gender* – ist dabei immer zugleich eine *Konstruktion*, eingebettet in gesellschaftliche Machtverhältnisse (Neumann 2010: 273f.; Nünning/Nünning 2004: 26). In der Masterarbeit wird von einer „Wechselwirkung“ (Nünning/Nünning 2004: 24) bzw. „prinzipiellen Kompatibilität, einer ‚Durchlässigkeit‘ zwischen lebensweltlicher Realität und literarischem Text“ (Kilian 2004: 75) ausgegangen.

Grundlegend zeichnen sich Erzählungen dadurch aus, dass ihre Funktionsweise „nicht darauf beschränkt [ist], lediglich eine Spiegelung oder Überzeichnung (Verfälschung) vorfindlicher Tatsachen zu erzeugen. Das ist Teil der erzählerischen Produktivität, aber eben nur ein Teil“ (Koschorke 2012: 24). Vielmehr haben Narrative zentrale gestalterische Bedeutung in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen, sie sind handlungsanleitend, dienen der Konstruktion und zeit-räumlichen Verortung von Identitäten und strukturieren Erfahrungen, Vorstellungen und Erwartungen (Somers/Gibson 1993: 2). „In Gestalt von Narrativen kann sich ursprünglich frei Erfundenes im kollektiven Bewusstsein sedimentieren und zu einer harten sozialen Tatsache werden“ (Koschorke 2012: 24). Narrative Elemente „vereigentlichen“ sich, ihre „Uneigentlichkeit“ wird zumindest vergessen (ebd.). Wie die Erzählung der Transformation der *Second World* zu *Osteuropa* als aufholende Entwicklung hin zu repräsentativer Demokratie und freier Marktwirtschaft deutlich macht, sind Erzählungen also Teil gesellschaftlicher Machtverhältnisse, welche sich wiederum in Erzählungen manifestieren und zugleich durch Erzählungen hervorgebracht und fortgeschrieben werden.

Dabei ermöglichen Narrative in ihrer gestalterischen Funktion einen besonderen Umgang mit den Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten sozialer Beziehungen, die innerhalb von Erzählungen – als Erzähltes – dennoch zu *einer Geschichte* werden können. „Vermittelt wird [...] zwischen Diskordanz und Konkordanz, d.h. das Zufällige, nicht Zielgerichtete wird in ein stimmiges Gesamtgefüge überführt und damit ‚eine Synthese des Heterogenen‘ (Ricoeur 1996 [1990]: 174) hergestellt“ (Kilian 2004: 78). Uneindeutigkeiten werden so greifbar, ohne vereindeutigt zu werden. Georg Spitaler (2018: 187) spricht fiktionaler Literatur darüber hinaus das Potential zu, durch das Entwickeln *affektiver Szenarios* „multiperspektivische Einblicke in politische Subjektivierung und die Bedeutung von Gefühlen für politische Handlungsfähigkeit“ liefern zu können und schließt damit an Debatten um einen „affective turn“ (Bargetz/Sauer 2010, zit. in: ebd.) innerhalb politiktheoretischer Ansätze im Kontext postdemokratischer Verhältnisse an. Auch Koschorke (2012: 103, Herv. i. O.) verweist auf dieses Potential des Erzählens als ein „*Modus der Erzeugung, Gestaltgebung und Transmission sozialer Energien* [...]“. Diese Energien nehmen zu einem wichtigen Teil, aber keineswegs ausschließlich den Aggregatzustand von Affekten an“. Das heißt, Narrative sind nicht nur ein Modus des *Wissens*, sondern zugleich auch der *Kommunikation* (Czarniawska 2004: 6), in dem Affekte gebunden bzw. freigesetzt werden (Koschorke 2012: 103). Erzähltechniken und literarische Darstellungsverfahren sind demnach nicht als rein formale Merkmale von Texten zu verstehen, sondern fungieren „als eigenständige Bedeutungsträger“ (Nünning/Nünning 2004: 11). Fiktionaler Literatur wird somit „[...] eine wichtige Erkenntnis- und möglicherweise Gestaltungsfunktion im Hinblick auf die extraliterarische Wirklichkeit zugeschrieben“ (Kilian 2004: 75). Der erkenntnistheoretische Wert des ‚Fiktionsraums‘ liegt Eveline Kilian (ebd.: 76) zufolge gerade „im Spiel der Differenz zwischen Lebenswelt und Text“.

Die kritische Reflexion des Verhältnisses von Fiktion und Realität bestimmt in weiterer Folge auch die Frage, „welche politisch-theoretischen Einsichten und alternativen (Gegen-)Erzählungen gerade *fiktionale Narrative* für politische Theorie [...] bereitstellen können“ (Spitaler 2018: 185, Herv. i. O.). Begreift man Fiktion als immanenten Bestandteil sozialer Realität (und nicht als ihr Gegenteil), dann sei es möglich, theoretische Texte auf die gleiche Weise zu lesen und zu analysieren, wie fiktionale Literatur – „because even non-fictional texts are full of fictionality“ (Löffler 2010: 329). Wendy Brown (2002: 557) formuliert diese Einsicht noch etwas drastischer: „[I]f the

very existence of political theory depends on contingent designations of what is not political and what is not theoretical, then political theory is a fiction, constituted by invented distinctions and a range of rivalries and conceit, all of which are mutable and puncturable and vary across time and place, not to mention investment and interest.“ Das bedeutet keineswegs, politische Theorie auf Beliebigkeit zu reduzieren (vgl. ebd.), sondern schließt an das oben zitierte Argument Mohantys (2003: 19) an, wonach Wissenschaft nicht als apolitisch, sondern immer als Teil politischer, ökonomischer und sozialer Verhältnisse verstanden werden muss. Zu ihrem ‚Selbsterhalt‘ müsse politische Theorie ihren Gegenstand des Politischen explizit eingrenzen – durch die Abgrenzung zu ‚anderen Bereichen‘ von Erkenntnis, wie „the economic, the social, the cultural, the natural, and the private/domestic/familial [...] the emotional, the psychic, the erotic, the poetic, the literary, and at times, the moral“ (Brown 2002: 557). Diese anderen Erkenntnisbereiche bezeichnet Brown als „political theory's epistemological others“ (ebd.), die, so Brown's bildlich-poetische Beschreibung, ‚wie Wellen ans Ufer des Politischen schlagen‘ (ebd.; siehe hierzu auch Somers/Gibson 1993). Sie haben das Potential, den immer wieder in bestimmter Weise abgesteckten Gegenstand politischer Theorie, das ‚explizit Politische‘, zu unterlaufen oder gar aufzulösen. Eine solche Sichtweise erlaube es, nicht nur zu erfassen, was politische Theorie ‚glaubt zu sein‘ und welche Ansprüche sie an ‚sich selbst‘ stellt, sondern auch, „what anxieties and uncertainties it has about this identity and what limits it places on itself to maintain coherence and purpose in the face of its potential undoing“ (ebd.). Wissenschaftliche Erkenntnis wird so als dynamischer, gesellschaftlicher Aushandlungsprozess begreifbar. Für Brown stellt das Überschreiten disziplinärer Grenzen – „interdisciplinary traveling“ (ebd.: 572) – eine Möglichkeit dar, sich einem „theoretical and historical conservatism, hyperprofessionalism, and a certain remoteness from the world“ (ebd.) zu widersetzen, welche sie als gegenwärtige Herausforderungen politischer Theorie bzw. der Politikwissenschaft konstatiert (ebd.).

Kritische Auseinandersetzungen innerhalb feministischer politischer Theorie sind, wie eingangs angesprochen, Ausdruck einer Notwendigkeit, sich im Kontext verändernder globaler Machtverhältnisse (stets neu) zu orientieren. Dazu gehört nicht nur die zeitliche und räumliche Kontextualisierung von theoretischen Begriffen und Konzepten (vgl. Brown 2002: 558), sondern auch das Aufzeigen von Widersprüchlichkeiten, einseitigen Narrativen und diskursiven Praktiken des *Othering*, wie die dargestellte

Debatte um die *Second World* und *Osteuropa* deutlich macht. Die kritische Auseinandersetzung mit feministischer Theorie durch feministische Theorie bedeutet somit nicht Selbstzerfleischung, sondern ein notwendiges und kontinuierliches Ausloten ihrer Möglichkeiten – und Grenzen – als emanzipatives Projekt. Dazu gehört auch die Analyse und der Einbezug dessen, wovon sich politische Theorie zunächst abgrenzt – wie fiktionale Literatur.

Was also kann fiktionale Literatur zu politischer Theorie bzw. politischen Theoriedebatten beitragen? Die für diese Arbeit ausgewählten Romane – als eine Form schriftlicher Erzählung – werden als *Gegenerzählungen* zu etablierten politikwissenschaftlichen Vorstellungen der Transformation(en) *Osteuropas* gelesen. Das theoriegeleitete Vorhaben der Masterarbeit geht davon aus, dass die strikte Trennung von fiktionaler Literatur und politischer feministischer Theorie nicht aufrecht erhalten werden kann und schlägt stattdessen vor, sie ausgehend von dem ihnen gemeinsamen Moment des *Erzählerischen* in einen Dialog treten zu lassen. Dies dient der Analyse dessen, was fiktionale Literatur, konkret die Romane „Spaltkopf“ (Rabinowich 2011 [2008]) und „Das letzte rote Jahr“ (Gregor 2019), zur innerfeministischen Debatte um die Transformation(en) *Osteuropas* beitragen kann. Wie einleitend dargelegt, ist politische Theoriebildung nicht nur geprägt von gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen, sondern damit zusammenhängend auch von dominierenden Narrativen, wie jenem einer universellen gesellschaftlichen Fortschrittsentwicklung hin zu repräsentativer Demokratie und freier Marktwirtschaft innerhalb politikwissenschaftlicher Transformationsforschung und Teilen transnationaler feministischer Theorie. Während der Bezug auf Konzepte der postkolonialen Theorie zur Analyse der „postsocialist condition“ (Tlostanova 2015: 27) *Osteuropas* zwar eine kritische Auseinandersetzung mit (Mainstream-)Vorstellungen von Transformation und Transition (Suchland 2011: 854) motiviert hat, fokussiert transnationale feministische und postkoloniale Theorie nach wie vor bevorzugt auf das Verhältnis von *First World* und *Third World Feminisms*, während die *Second World* weitgehend aus dem Blick geraten ist (Kulawik 2020a: 15; Koobak/Marling 2014; Grabowska 2012; Gržinić 2011; Suchland 2011). Die in Kapitel 2 dargestellte Debatte regt dazu an, den Zusammenbruch der vom Kalten Krieg geprägten *Three-World-Order* und das symbolische Jahr 1989 mit einer zeitlich damit zusammenfallenden „expansion of culturalized differences“ (Kulawik 2020a: 2) innerhalb feministischer Theorie in den Blick zu nehmen. Es gilt, der Se-

cond World als „non-region“ eine eigene Temporalität zuzugestehen (Kulawik 2020a: 20) und sie auf neue Weise in eine „post-Three-World epistemic cartography“ (ebd.: 1) einzuschreiben. Dabei geht es nicht nur um die kritische Analyse einer spezifischen zeitlich-räumlichen Situation, sondern zugleich auch des Referenzrahmens globaler Machtverhältnisse: *den Westen und seine Errungenschaften* (wie Freiheit, Demokratie und freie Marktwirtschaft), der als hegemoniale Norm fungiert. Als diese Norm ist *der Westen* und sind (vermeintlich) universelle Werte implizit und explizit in jene Erzählungen eingeschrieben, die gesellschaftliche Strukturen und Prozesse, wie auch wissenschaftliche Diskurse in unterschiedlicher Weise mitbestimmen.

Fiktionaler Literatur wird das Potential zugesprochen, als Teil dieser erzählerischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen mit vermeintlichen Gewissheiten und unhinterfragten Realitäten so weit brechen zu können, dass diese als *Machtverhältnisse* überhaupt erst sichtbar werden. Erzählungen haben das Potential, „‘Eigentliches‘ in ‚Uneigentlichkeit‘, ‚Wesenhaftes‘ in ein ‚Spiel der Zeichen‘“ zu verwandeln (Koschorke 2012: 24). Dazu schließt die Romananalyse in Kapitel 5 an die Überlegungen aus der theoretischen Debatte innerhalb transnationaler feministischer und postkolonialer Theorie zu den Zeit-Raum-Dimensionen gesellschaftlicher Verhältnisse und der Handlungsfähigkeit menschlicher Subjekte an, die sich in diesen bewegen, aber zugleich auch *von ihnen bewegt* und durch sie objektiviert werden.

Wie die Debatte um die Transformation(en) der *Second World* und *Osteuropas* deutlich macht, sind Zeit und Raum keine objektiven Größen, sondern in besonderer Weise innerhalb globaler Machtkonstellationen miteinander verschränkt. Erzählungen, ob in literarischer Form oder als verbale Alltagskommunikation, stellen eine besondere Form der Verortung von Individuen in Zeit und Raum dar. Die „prinzipielle Nähe zwischen Leben und Erzählen“, so Kilian (2004: 77), komme darin zum Ausdruck, „dass wir unser Leben als ein sich in der Zeit und in einem bestimmten Kontext entfaltendes, also als ein historisches, in der Geschichte situiertes begreifen, [...] das das Potenzial für verschiedene Erzählungen enthält, die in der expliziten Gestaltung der Lebensgeschichte materialisiert werden können“ (ebd.). Erzählungen zeichnen sich durch einen besonderen Umgang mit Zeit aus. „Eine Narrativanalyse pendelt [...] stets zwischen der erzählenden Aktivität von Subjekten – der Narration als

Prozess – und den Strukturen des Erzählten – dem Narrativ als Produkt – und folgt damit keiner chronologischen Ordnung, sondern eher dem Lauf der Geschichten und ihren charakteristischen Zeitsprüngen“ (Gadinger/Jarzebski/Yildiz 2014: 21). Die erzählerische Verarbeitung von Vergangenem, etwa in Form eines erinnernden Erzählens, ist somit keine objektive Wiedergabe von etwas so-und-nicht-anders Gewesenem, sondern stellt einen Prozess gegenwärtiger Sinn- und Bedeutungsfindung dar: „Narrators interpret their past in stories rather than reproduce it the way it was. Thus, the ‚truths‘ or sanctity of a narrative does not lie in how faithfully facts and events are represented but in the connections that narrators forge between past, present, and future“ (Bhattacharya 2016: 711).

Diese „Manipulation der Zeit“ ist auch eines der zentralen erzählerischen Verfahren in Romanen (Bode 2011: 97). Fiktionale Literatur als kreative „Gestaltung menschlicher Zeiterfahrung“ (Kilian 2004: 74, Herv. i. O.) zu verstehen, bietet das Potential, die Zeitdarstellung innerhalb fiktionaler Texte – etwa über das individuelle „Zeiterleben“ (ebd.: 73) der Protagonist*innen und der Erzählinstanz – „mit den durch den jeweiligen soziokulturellen Kontext geprägten Zeitvorstellungen“ in Verbindung zu bringen (ebd.: 74). Zeiterfahrung ist unmittelbar verknüpft mit gesellschaftlicher Positionierung, entlang von Differenzkategorien wie *Gender* (vgl. ebd.: 77), *Race* oder *Class*. „Menschliche Geschichte vollzieht sich demnach nicht nur *in* der Zeit, sie ist keine bloße Ereigniskette im Takt einer auf ewig festgelegten chronometrischen Ordnung, sondern bringt ein vielfach gegliedertes Zeituniversum mit seinen Übergängen, Abrissen, Sprüngen, Wiederholungen, Dehnungen und Beschleunigungen hervor“ (Koschorke 2012: 203, Herv. i. O.).

Zeiterfahrung steht außerdem in gegenseitiger Abhängigkeit zu Raumerfahrung (Kilian 2004: 94). „Die Merkmale der Zeit offenbaren sich im Raum, und der Raum wird von der Zeit mit Sinn erfüllt“ (Bachtin 1989 [1975]: 8, zit. ebd.). Wie die Debatte um die Anwendbarkeit postkolonialer Theorie auf die Situation des Post(staats)sozialismus zeigt, wird nicht nur innerhalb des politikwissenschaftlichen Mainstream, sondern auch innerhalb feministischer und postkolonialer Theorie *die Transformation Osteuropas* als (mehr oder weniger) einheitlicher Prozess auf einer zeitlichen Skala von ‚Rückstand‘ und ‚Fortschritt‘ (vgl. Koobak/Marling 2014: 333) verhandelt, indem räumlich-geopolitische Differenzen auf eine zeitliche Ebene projiziert werden: „[T]he

typically Western but also postcolonial understanding of the postsocialist as time (after socialism) not as space (where the remaining postsocialist subjects still dwell)" (Tlostanova 2015: 27). Für die in Kapitel 5 folgende Analyse ist es daher, in Anschluss an die dargestellte Debatte um *Osteuropa* und die „Tempo-localities of Post-Dependence“ (Tlostanova 2015: 32), produktiv, „Texte in ihrer Räumlichkeit wahrzunehmen und im Umkehrschluss Räumlichkeit als durch textuelle Verfahren konzipiert zu begreifen“ (Dickow 2019: 44). Diskursive Praktiken und Politiken hängen unmittelbar mit (zeit-)räumlichen zusammen (vgl. Shapiro 1992: 5ff.). „The fiction-fact boundary tends to dissolve with the recognition that all places have a meaning that is mediated by an imaginative geography“ (ebd.: 10). Daher setzt die Analyse der Romane erzählerische Verfahren zum Umgang mit Zeitlichkeit (z.B. wechselndes Erzähltempo) mit solchen in Verbindung, die bestimmte Räumlichkeiten herstellen: Wie macht sich Zeit im Raum fest bzw. was drücken beschriebene Räume über die erzählte Zeit aus?

Die Analysedimensionen von Zeit und Raum werden noch mit einer dritten in Zusammenhang gebracht: jener von Handlungsfähigkeit bzw. „Handlungsmächtigkeit und Handlungsermächtigung (*agency*)“ (Gymnich 2010: 259). Diese bezieht sich auf die Frage, inwieweit die Figuren und Erzählinstanzen der beiden Romane nicht als handlungsunfähige Objekte ohne Geschichte (vgl. Mohanty 2003: 40f.) agieren, sondern aktiv in den Lauf der Geschichte einwirken. Auch Formen der Handlungsmacht/*Agency* werden vor allem anhand von Zeit- und Raumdarstellungen erzählt, wie etwa durch räumliche Verortung und Mobilität (z.B. die vergeschlechtlichten Sphären von privatem und öffentlichen Raum, Stadt und Natur, etc., siehe Würzbach 2004: 52ff.) und die zeit-räumliche Positionierung der Erzählinstanz (Koschorke 2012: 84ff.). „[A]ctions acquire meaning by gaining a place in a narrative of life. ‚Living is like writing a book‘ is a saying known in many languages“ (Czarniawska 2004: 5). Während Narrative handlungsermächtigend sein können, stehen sie jedoch nicht zur völlig freien (Lebens-)Gestaltung zur Verfügung, sondern hängen unmittelbar mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und der Positionierung innerhalb dieser zusammen (ebd.).

„Theory's most important political offering is this opening of a breathing space between the world of common meanings and the world of alternative ones, a space of

potential renewal for thought, desire, and action” (Brown 2002: 574). Wo die offizielle (eindeutige) Erzählung *der Geschichte* und die ambivalenten Realitäten *erlebter Geschichte* auseinandergehen (vgl. Remmler 1995), kann fiktionale Literatur die Handlungsräume *einer möglichen Geschichte* durchspielen. Die für diese Arbeit ausgewählten Romane erzählen vielfältige Geschichten von Transformation im Sinne einer „*Rekonfiguration* von Ereigniswelten, Sachverhalten und bestehenden Deutungsmustern“ (Viehöver 2014: 73, Herv. i. O.) im Kontext der gesellschaftlichen Umbrüche um das symbolische Jahr 1989. Es wird keine vorgeblich ‚neutrale‘ Interpretation vorgelegt, sondern die Romane im konkreten Zusammenhang der dargelegten theoretischen Debatte um die Transformation(en) *Osteuropas* gelesen, indem die Analyse-dimensionen von Zeit, Raum und Handlungsmacht/*Agency* übernommen werden. Dies dient der inhaltlichen Zuspitzung und Bearbeitbarkeit der dargelegten Thematik, sowie der Transparenz in Hinblick auf die vorgenommene Interpretation. Im Folgenden wird die methodische Umsetzung der in Kapitel 5 erfolgenden Analyse erläutert.

4. Methode

Zur Bearbeitung der Forschungsfrage, welchen Beitrag fiktionale Literatur zur kritischen Verhandlung der Transformation(en) *Osteuropas* innerhalb transnational feministischer und postkolonialer Theoriedebatten leisten kann, wurde nach Romanen gesucht, die sich in vielfältiger Weise zwischen metageographischen, vergeschlechtlichten, ethnisierten und anderen Grenzziehungen globalisierter Verhältnisse bewegen.

Gemeinsam ist den beiden ausgewählten Romanen „Spaltkopf“ (Rabinowich 2011 [2008]) und „Das letzte rote Jahr“ (Gregor 2019), dass die Autorinnen ehemalige Preisträgerinnen des seit 1997 jährlich vergebenen „exil-literaturpreis“ des Verein exil sind, ein Verein „zur förderung der literatur von autorInnen, die aus einer anderen kultur und erstsprache kommen und in deutscher sprache schreiben“ (verein exil, o.D.). Susanne Gregor hat diesen Preis 2010 erhalten, Julya Rabinowich im Jahr 2003. Beide sind seither einer breiteren Öffentlichkeit im deutschsprachigen Raum, aber auch international bekannt geworden. Die Motive des Übergangs und des Dazwischen, die in der Beschreibung des Verein exil stecken, waren ein erster Anhalts-

punkt bei der Auswahl des Analysematerials. Dass beide Romane auf Deutsch verfasst sind, ist aufgrund der eigenen Vertrautheit mit dieser Sprache und im Rahmen einer auf Deutsch verfassten Masterarbeit von Vorteil, da andernfalls der Fokus verstärkt auch Aspekte der Übersetzung/-skritik beinhalten müsste. Im Rahmen des Themas der vorliegenden Masterarbeit und in Anschluss an die theoretischen Auseinandersetzungen in Kapitel 2 und 3 war für die Auswahl der hier analysierten Romane entscheidend, dass sie das Motiv persönlicher und gesellschaftlicher Transformation(en) und damit zusammenhängende Vorstellungen von Grenzziehungen und einem *Dazwischen*-Sein in vielfältiger Weise aufgreifen. Beide Romane erzählen von multiplen Bewegungen zwischen verschiedenen räumlichen und zeitlichen *Welten* und Handlungsspielräumen – zwischen *Westen* und *Osten*, Gegenwart und Vergangenheit, Kindheit und Erwachsenwerden.

Darüber hinaus erfolgt die Auswahl zweier Romane mit weiblichen Erzählerinnen/ Protagonistinnen nicht zufällig. Wie einleitend erwähnt, dominieren in der politikwissenschaftlichen Transformationsforschung (und nicht nur dort) nach wie vor solche Ansätze, die in ihrer vermeintlich objektiven und neutralen Herangehensweise implizit männliche sowie heteronormative, *weiße* und anderweitig privilegierte Perspektiven und Erfahrungen priorisieren und diese damit unhinterfragt zur Norm erheben. Diese Problematik wird auch in der Marginalisierung von Frauen, Inter, Nicht-binären und Trans Personen als sprechende, handelnde und schreibende Subjekte deutlich. Daher wurden Romane ausgewählt, die nicht nur von Frauen geschrieben wurden, sondern deren *story* ebenfalls aus der Perspektive von jungen Frauen erzählt wird. Es geht jedoch, und diese Überlegung schließt an einen Hinweis Karen Remmlers (1995: 146) an, nicht darum, eine spezifisch weibliche (sprich *andere*) Perspektive und Transformationserfahrung zu analysieren. Vielmehr sollen ausgehend von der literarischen Entscheidung, eine weibliche Verkörperung der Erzählung von persönlicher und gesellschaftlicher Transformation zu wählen, die Dimensionen von Raum, Zeit und Handeln/*Agency* in Rückbindung an die dargestellte Debatte innerhalb transnationaler feministischer und postkolonialer Theorie untersucht werden. Während insbesondere die Romane Julia Rabinowichs häufig unter Bezugnahme auf deren eigene Biographie als autofiktionale Erzählungen analysiert wurden (siehe etwa Reiter 2014; Schwaiger 2013; Willms 2012), liegt hier der Fokus auf der erzählerischen Verhandlung zentraler Motive aus der in Kapitel 2 dargestellten Debatte, um

gerade das Potential *fiktiver* Erzählwelten auszuloten. So lassen sich beide Romane als „Medien einer ‚imaginären Geographie‘ (...), die am Diskurs über die durch Globalisierung und Transnationalisierung dynamisierten, hybriden Raumverhältnisse mitwirken“ (Dickow 2019: 43), verstehen. Gemeinsam ist den beiden Romanen in diesem Zusammenhang darüber hinaus eine Intertextualität, die als besonderes Merkmal transnationaler Literatur gilt (Reichardt 2019: 115). Über explizite und subtile Referenzen auf verschiedene literarische Werke und Figuren aus unterschiedlichen Kontexten fügen sie sich in ein vielschichtiges, globales Netz literarischen Erzählens ein.

Zur strukturierten Untersuchung der beiden Romane entlang der Analysedimensionen von Zeit, Raum und Handeln/*Agency* wird auf die narratologische Erzähltextanalyse zurückgegriffen, insbesondere auf methodische Vorschläge aus der feministischen Narratologie bzw. der *gender*-orientierten Erzähltextanalyse (Gymnich 2010; Nünning/Nünning 2004; Würzbach 2004; Kilian 2004) und der postkolonialen Literaturkritik (Neumann 2010). Als Ansätze einer *kontextbewussten* Literaturanalyse ermöglichen sie die Untersuchung der Zusammenhänge von literarischen Darstellungs- und Erzählweisen und gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen (vgl. Neumann 2010: 272f.).

Die „Manipulation der Zeit“ ist eines der zentralen erzählerischen Verfahren in Romanen (Bode 2011: 97). Zur Untersuchung der Zeitverhältnisse wird bei der Analyse von Romanen prinzipiell zwischen *erzählter Zeit* und *Erzählzeit* unterschieden. *Erzählte Zeit* meint jenen Zeitraum, der innerhalb der Romane narrativ verhandelt wird und bezieht sich somit auf die „Ebene der Geschichte“ (*story*) (Nünning/Nünning 2004: 14). Dabei können Bezüge zu Kalenderzeiten und historischen Ereignissen hergestellt werden oder aber die Erzählung bleibt „in einem historisch nicht situierbaren Feld angesiedelt“ (Kilian 2004: 72). Die *Erzählzeit* wiederum meint die „Ebene der erzählerischen Vermittlung“ (*discourse*) (Nünning/Nünning 2004: 14), d.h. jene Zeit, die benötigt wird, um eine Geschichte zu erzählen bzw. die Zeit, die zum Lesen benötigt wird (Bode 2011: 97f.). Im Falle von schriftlichen Erzählungen ist die *Erzählzeit* also vom individuellen Lesetempo des*der Leser*in abhängig, wird aber in der Regel in der Anzahl der Seiten angegeben (Kilian 2004: 72). Das variable Verhältnis dieser beiden Größen lässt sich anhand unterschiedlicher Aspekte untersuchen. So

gibt es etwa Aufschluss über das wechselnde *Erzähltempo*, welches „ein recht verlässlicher Indikator für die *Wichtigkeit* des Erzählten“ ist (Bode 2011: 100). Beispielsweise kann ein Ereignis (z.B. ein Dialog), welches innerhalb der *erzählten Zeit* des Romans in Sekunden geschieht, „minutiös – quasi in Zeitlupe – nachgezeichnet“ sein (ebd.), z.B. durch die ergänzende Beschreibung von ‚inneren Bewegungen‘ wie Gefühlen, weil es von besonderer Bedeutung innerhalb der Erzählung ist (ebd.). In diesem Fall ist die *Erzählzeit* größer als die *erzählte Zeit*, man spricht dann von zeitlicher Dehnung. Ist die *Erzählzeit* kleiner als die *erzählte Zeit*, dient dies der Raffung, etwa wenn die *erzählte Zeit* mehrere Jahrzehnte umfasst (wie häufig in Familiengeschichten der Fall), dieser Zeitraum aber in wenigen Stunden oder gar Minuten (bzw. auf wenigen Seiten) erzählt wird (ebd.: 98ff.). Dehnung und Raffung zählen neben der „szenischen Präsentation“ (*erzählte Zeit* = *Erzählzeit*, etwa bei Dialogen in direkter Rede) zu den wichtigsten „Grundweisen des Erzähltempos und zugleich Weisen der Präsentation von *Dauer*“ (ebd.: 106, Herv. i. O.). Insbesondere der *Wechsel* von verschiedenen Zeitverhältnissen innerhalb einer Erzählung weist zumeist auf *wichtige* Passagen oder Situationen im Text hin (ebd.: 103). Als Erzähltechniken ermöglichen diese ‚Grundweisen‘ ein Spiel mit der Erwartungshaltung und sozialen Konditionierung von Rezipient*innen (ebd.: 105), die nicht zuletzt durch wiederkehrende *kulturprägende* Erzählmuster (Koschorke 2012: 38) und die gesellschaftliche Positionierung von Rezipient*innen geprägt ist.

Ein weiterer Aspekt ist jener der *Ordnung*, bezogen auf die Anordnung der erzählten Ereignisse auf der Ebene der Geschichte/*story* im Vergleich zu jener auf der Ebene der erzählerischen Vermittlung/*discourse* (Kilian 2004: 73). In die erwartete Ordnung oder ‚natürliche Abfolge‘ einer Erzählung wird etwa eingewirkt durch anachronistische Rückgriffe/Rückblenden und Vorgriffe (Bode 2011: 110). Dies dient „der Informationsvergabe an den Leser: Nachlieferungen von zuvor Vorenthaltenem oder Eilzustellungen aus der erzählerischen Zukunft“ (ebd.: 112). Neben der Untersuchung von Dauer und Ordnung innerhalb einer Erzählung gibt außerdem die „narrative Frequenz“ Aufschluss über die temporalen Beziehungen zwischen *Erzählzeit* und *erzählter Zeit* (ebd.: 116). So kann beispielsweise, neben der singulativen Erzählung (einmal erzählen, was sich einmal zugetragen hat), auch einmal erzählt werden, was sich mehrfach zugetragen hat (iterative Erzählung) oder mehrfach erzählt werden, was sich einmal zugetragen hat (repetitive Erzählung) (ebd.: 116f.). Eine solche

Technik der (fast beschwörenden) Wiederholung spielt, soweit sei vorgegriffen, in „Spaltkopf“ (Rabinowich 2011 [2008]) eine besondere Rolle, wie in Kapitel 5 näher ausgeführt wird. Weitere Aspekte der Untersuchung der erzählerischen Zeitorganisation sind außerdem die „Situierung der Erzählinstanz“ zur *story*, sowie der Tempusgebrauch (Kilian 2004: 73). Eine weitere zentrale Dimension der Analyse von Zeitdarstellungen innerhalb von Romanen – und ein *blinder Fleck* strukturalistischer erzähltheoretischer Ansätze – ist jene des *Zeiterlebens* der Protagonist*innen (ebd.: 74). Insbesondere feministische und gender-orientierte Ansätze weisen auf die „Interdependenz von Zeiterfahrung und Geschlecht“ (ebd.: 77) hin.

Ein weiteres erzählerisches Verfahren, das für die Romananalyse in Kapitel 5 von zentraler Bedeutung ist, ist die Semantisierung von Räumen und Räumlichkeit. Räumen wird in unterschiedlicher Weise eine Bedeutung zugeschrieben, die über den bloßen Ort der Handlung hinausgeht (vgl. Lahn/Meister 2016: 250; Bode 2011: 297f.). Insbesondere in der Darstellung „mimetisch realistische[r] Räume“ (Würzbach 2004: 62) werden Bezüge zu gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen und Verhandlungen von rassifizierter/ethnisierter, vergeschlechtlichter, ... *Differenz* hergestellt, etwa durch die „Relationierung zwischen verschiedenen Schauplätzen und damit verbundene[n] Grenzziehungen“ (Neumann 2010: 286) oder der (Un-)Möglichkeit räumlicher Mobilität (Gymnich 2010: 259). Beide für die Analyse ausgewählten Erzählungen „Das letzte rote Jahr“ (Gregor 2019) und „Spaltkopf“ (Rabinowich 2011 [2008]) sind in *wirklichkeitsbezogenen* Räumen (Würzbach 2004: 58) angesiedelt. Die eine zum größten Teil im Bezirk Vlčince der Industriestadt Žilina (heutige Slowakei) in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik (ČSSR), die andere in Leningrad (Sowjetunion) bzw. St. Petersburg (Russland) und Wien. Räumliche Verhältnisse lassen sich über die Verteilung von Objekten in einem Raum, die räumliche Positionierung von Erzählinstanz und Figuren (im Raum und zueinander) und die (Un-)Möglichkeit von Bewegung durch den Raum untersuchen (Bode 2011: 298; Würzbach 2004: 67).

Neben dieser *sozialkonsensuellen* Semantisierung von Räumen (Würzbach 2004: 62) – bezogen auf gesellschaftliche Normen, Grenzziehungen, Kategorisierungen – spielt auch hier die *subjektive* Semantisierung von Räumen, d.h. die *Raumerfahrung* der Erzählinstanz und der Figuren, eine wichtige Rolle (ebd.). So kann die Beschrei-

bung eines Raumes eine „veräußerlichte Objektivierung eines subjektiven Zustandes“ repräsentieren (Bode 2011: 297), etwa wenn die Beschreibung einer Landschaft der symbolischen Darstellung des mentalen Zustandes der Erzählinstanz oder der Figuren dient (ebd.). In der folgenden Analyse wird „die sprachliche Darstellung von Räumen, wie sie von einer Erzählinstanz wahrgenommen und beschrieben, von einer Figur wahrgenommen, erlebt und in Handlung umgesetzt werden“ (Würzbach 2004: 65), zudem in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und -stereotypisierungen analysiert werden (ebd.). Räume innerhalb von Erzählungen – die *erzählte Welt* (Lahn/Meister 2016: 206) – sind also nicht nur als *Bedeutungsräume* zu verstehen, sondern sie stellen (als solche) zugleich den „fiktionalen Handlungsraum für Ereignisse und Figuren“ (ebd.) bereit. Zeiterleben und Raumerfahrung hängen somit unmittelbar mit Fragen von *Agency* (Handlungsmacht/-fähigkeit) als einem weiteren Ansatzpunkt einer *gender*-orientierten Textanalyse (Gymnich 2010: 259) zusammen. Die Analyse des Handlungsverlaufs und insbesondere signifikanter Wendepunkte kann in unterschiedlicher Weise Fragen der „Korrelation zwischen dem Geschlecht der Figuren und deren Einfluss auf den Handlungsverlauf“ aufwerfen (ebd.). Möglichkeiten und Begrenzungen von Handlungsoptionen finden sich dabei auch in der Darstellung von Zeit- und Raumverhältnissen, wie etwa das angesprochene Beispiel der (Un-)Möglichkeit räumlicher Mobilität oder dem begrenzten Zugang zu bestimmten Räumen (vgl. ebd.).

Die Analyse der beiden Romane in Kapitel 5 erfolgt nach Kapiteln bzw. ihrer jeweiligen inneren Gliederung. „Spaltkopf“ von Julya Rabinowich (2011 [2008], in weiterer Folge abgekürzt durch SK) ist aufgeteilt in drei Kapitel. Ersteres ist wiederum in vier Lektionen, die anderen beiden in nummerierte Unterkapitel unterteilt. „Das letzte rote Jahr“ von Susanne Gregor (2019, in weiterer Folge abgekürzt durch RJ) erzählt die Geschichte eines einzigen Jahres – des Jahres 1989. Nach einem kurzen Prolog folgt eine Aufteilung der vier Kapitel nach den vier Jahreszeiten. Die *Erzählzeit* der beiden Romane ist in etwa gleich – 203 Seiten (SK) und 223 Seiten (RJ). Darüber hinaus werden beide Romane retrospektiv von autodiegetischen Ich-Erzähler*innen erzählt, d.h. diese sind Teil der erzählten Welt und zugleich die Hauptperson der jeweiligen Erzählung (Lahn/Meister 2016: 79ff.). Zunächst wird, entlang der Kapitel, eine kurze deskriptive Darstellung des Handlungsverlaufes des jeweiligen Romans, d.h. der Haupthandlung und der in diese eingebundenen Binnenerzählungen (ebd.).

90ff., in der Masterarbeit werden diese als „Einschübe“ bezeichnet), vorgenommen und die Erzählinstanz, die handlungstragenden Figuren und ihre Beziehungen zueinander vorgestellt.

In einem zweiten, interpretierenden Schritt werden zentrale Bezugspunkte und Themen der theoretischen Debatte um die Transformation(en) *Osteuropas* als Motive innerhalb der Romanhandlung analysiert. Zentral ist dabei, wie in Kapitel 2 dargelegt, die Vorstellung des *Anderen* und des *Eigenen*. Insbesondere im Kontext des Kalten Krieges stellten sich *Ost-West*-Verhältnisse in unterschiedlichen Formen als *Spiegelung* dar – „among them a mutual sense that what was longed for might be *over there*. The mere presence of an *over there* allowed both sides to imagine – to have a dream – that a different world was possible“ (Kulawik 2020a: 7, Herv. i. O.). Neben der Verhandlung binär codierter, hierarchisierter Kategorien und Vorstellungen spielen Grenzziehungen und die Vorstellung eines *Dazwischen* eine wichtige Rolle. *Osteuropa* ist als „grey zone“ (Koobak/Marling 2014: 334; Zhurzhenko 2010: 35) oder „Western Europe’s incomplete self“ (Kulawik 2020a: 4) zeit-räumlich zwischen einem „catching up“ (Koobak/Marling 2014: 333) bzw. „lagging behind“ (ebd.: 339) positioniert – als „different but somehow not different enough“ (Tlostanova/Thapar-Björkert/Koobak 2019: 81). Im Rahmen der Debatte werden diese Thematiken ergänzt bzw. verstärkt durch die Idee der (System-)Transformation und damit zusammenhängenden Vorstellungen von Übergangsbewegung und Un-/Abgeschlossenheit, die räumlich und zeitlich im Präfix „Post-“ enthalten sind. „[T]he specific rendering of imperial and colonial transit and in-between chronotopes (...); the multilingual code-switching; the leitmotif of open and always unfinished metamorphosis of multiple identities; hybridity and tricksterism, and, finally, home and symbolic unhomeliness“ (Tlostanova 2012: 139f.) sind wiederkehrende thematische Elemente der literarischen Auseinandersetzung mit postkommunistischen, postimperialen und postkolonialen Kontexten (vgl. ebd.).

Die Analyse entlang dieser inhaltlichen ‚Marker‘ der Debatte wird der Übersicht halber in drei Leitmotive gegliedert. Diese werden im Folgenden entlang der zusammenhängenden Dimensionen von *Raum*, *Zeit* und *Agency* kurz skizziert. Erstere bezieht sich auf die Handlungsorte, und räumlichen Verhältnisse, die in ihnen enthaltenen Objekte und agierenden (Körper-)Subjekte, die in ihrer erzählerischen Komposi-

tion als räumliche Semantisierung von Zuständen, Figuren/-konstellationen und (Wert-)Vorstellungen gelesen werden. Zweitens nimmt insbesondere zeit-bezogene Darstellungen wie Alter/Altern, Entwicklung und Erinnerung in den Blick. Die dritte Dimension schließlich bezieht sich auf die erzählerische Darstellung von Handlungsmacht/-fähigkeit.

Folgende übergeordnete (Leit-)Motive werden analysiert:

a) Motiv der Gegenüberstellung binär codierter, hierarchischer Vorstellungen und die Konstruktion des Anderen und des Eigenen

Ein Begriff, der in beiden Romanen stark präsent ist und der Gegenüberstellung von Vorstellungen des Eigenen und des Anderen dient, ist jener der *Welt*. Sich gegenüberstehende Welten – *Osten* und *Westen*, Kindheit und Erwachsensein, Stadt und Land – werden entlang der Dimensionen von Raum, Zeit und *Agency* analysiert. Die Dimension von Raum/Räumlichkeit wird in der räumlichen Zuordnung und Bewertung von Objekten (z.B. ‚Westprodukte‘ wie Jeans oder die Barbiepuppe, Magazine und Zeitungen, technische Geräte oder auch die Einheitlichkeit sozialistischer Wohnbauten/-siedlungen) und Figuren analysiert. In Bezug auf letztere kommt der Konstruktion von *Gender*, *Class* und *Race* und der räumlichen Verhandlung dieser Verhältnisse besondere Aufmerksamkeit zu: Wer bewegt sich in welchen Räumen, wer wird welchen Räumen zugeordnet (z.B. die Vater-Figuren auf Dienstreisen im *westlichen* Ausland, die Abwesenheit männlicher Figuren)? Die Dimension von Zeit/Zeitlichkeit wird etwa in der *Ost-/West*-Verortung von technischer Fortschrittsentwicklung sichtbar (z.B. die neue Satellitenschüssel, die den Empfang von ‚Westsendern‘ und Produktwerbung erlaubt oder die neue Waschmaschine der Marke Tatramat), Hinweise zum Alter von Personen und ihrer Zuordnung zu Konservatismus oder Unkonventionalität sowie Religiosität oder Säkularität (z.B. der junge Geschichtslehrer, der kritische Fragen der Schüler*innen zulässt, die Großmutter, die eine vergangene Zeit repräsentiert oder die ambivalente Bedeutung von Religion und Kirche in der UdSSR und ČSSR). Handlungsmacht/*Agency* ist in besonderem Maße verknüpft mit der Einstellung und ideologischen Verortung der Figuren im Spannungsverhältnis von (Neo-)Liberalismus und Kommunismus, sowie in herrschenden Geschlechterverhältnissen (z.B. Autorität der Großmütter innerhalb des Familiengefüges und dagegen

die Dominanz der männlichen Figuren hinsichtlich der Entscheidung zu Flucht (RJ) bzw. Migration (SK)).

b) Motiv der Grenzziehung und eines *Dazwischen*

Diese zusammenspielenden Motive hängen mit ersterem zusammen, beziehen sich jedoch stärker auf das *Wie* der Erzählung von Grenzziehungen (zwischen binär codierten Vorstellungen). Der Begriff eines *Dazwischen* wird verwendet für solche Motive, die Ambivalenz, Mehr- und/oder Uneindeutigkeit vermitteln. Sie ergeben sich aus Konflikten um Grenzziehungen und den ambivalenten Einstellungen und Gefühlen der sie aushandelnden Figuren. Es wird untersucht, wie räumliche Grenzziehungen auf unterschiedlichen Ebenen dargestellt werden, wie jene zwischen (neoliberalem) kapitalistischem System und staatssozialistischem System, zwischen Stadt und Land, zwischen angepasstem und widerständigem Verhalten. Damit zusammenhängend spielt die symbolische Ebene räumlicher Konstellationen eine besondere Rolle (z.B. die übereinanderliegenden Wohnungen der drei Freund*innen (RJ), das Erleben der ersten Unterkunft in Wien als „Einzelhaft“ (SK: 10)). Die zeitliche Dimension wird entlang von gesellschaftlichen und persönlichen ‚Entwicklungsstadien‘ und Alter in den Blick genommen, jene von *Agency* entlang von Handlungen, Aussagen und Entscheidungen der Figuren, die in besonderer Weise der Abgrenzung/Zugehörigkeit und/oder dem Schaffen von Möglichkeitsräumen dienen. Diese werden etwa ausgedrückt über Sprache, im wechselhaften Verhalten von Figuren gegenüber anderen Figuren und in besonderem Maße über intertextuelle Referenzen auf Romanfiguren und -plots, sowie verschiedene Märchen/-gestalten. Die Suche nach der narrativen Vermittlung und Darstellung eines *Dazwischen* bezieht auch die analysierten Elemente des Motivs der Gegenüberstellung (s.o.) ein – wie etwa die neue Waschmaschine, die zum einen technischen Fortschritt symbolisiert, welcher von den Protagonist*innen in einem Spannungs- und Konkurrenzverhältnis zwischen *dem Westen* und *dem Osten* verhandelt wird, zum anderen ein auf informellen ‚Freundschaftsdiensten‘ basierendes Kontrollsystem staatssozialistischer Wirtschaft symbolisiert. Ambivalenz wird auch in Motiven von Bruch und Zwiespalt sichtbar, hier werden etwa die Darstellung der persönlichen Entwicklung (nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsen sein), verdrängter Erinnerungen und ambivalente Gefühle der Figuren zueinander untersucht (z.B. Verachtung bei gleichzeitiger Bewunderung).

c) Motiv multipler Transformation

Hier werden die beiden anderen Leitmotive, also jenes der Gegenüberstellung binär codierter, hierarchischer Vorstellungen und jenes der Grenzziehung und eines *Dazwischen*, zusammengeführt, um sie hinsichtlich des Motivs der Transformation(en) zuzuspitzen. Transformation wird dabei, in Anschluss an die in Kapitel 2 dargestellte Debatte, nicht als linearer Übergang von einem Zustand in einen anderen klar abgrenzbaren Zustand verstanden, sondern als „multiplicity of coexisting viewpoints and anxieties about location, globalisation, ideology, nation and [...] the aspiration to be accepted in the West as West“ (Koobak/Marling 2014: 334). Der Begriff der Transformation wird daher nicht nur in inhaltlichen Bezügen auf den Kontext des gesellschaftlichen Systemwechsels gelesen, den die beiden Romane in unterschiedlicher Weise verhandeln, sondern in der Erzählung multipler und interdependenter Veränderungsprozesse – gesellschaftliche, familiäre und individuelle. Veränderungsbewegungen sind dabei nicht linear, sondern multidirektional (Emigration und Rückkehr, SK) und zirkulär (Jahreszeiten in RJ), sie sind von Brüchen, ambivalenten Gefühlen, Nostalgie und Aufbruchstimmung gleichermaßen geprägt. Bezogen auf die räumliche Dimension spielen in beiden Erzählungen in besonderem Maße (individuelle, familiäre) *Bewegungen* wie Flucht und Migration, aber auch der Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse (Antisemitismus in der Sowjetunion, Grenzöffnung und Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme ab 1989) eine zentrale Rolle. In Bezug auf die Dimension der Zeit/Zeitlichkeit wird untersucht, wie gesellschaftliche und persönliche Transformation – und ihre Verknüpfung – zeitlich erzählt wird. Hier spielen symbolische Marker, wie der Jahreszeitenwechsel oder die Uhr eine Rolle, aber auch der Umgang der Figuren mit Erinnerungen und Erwartungen an die Zukunft. Damit hängt zugleich die Dimension von *Agency* zusammen. In welcher Verbindung stehen Handlungsmacht/-fähigkeit und Stadien gesellschaftlicher und persönlicher Entwicklung bzw. Transformation? Hier wird insbesondere die narrative Darstellung von Pubertät und Erwachsenwerden/-sein und die Veränderung von Freundeskreis- und Familienkonstellationen im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen (historische Ereignisse wie die Grenzöffnung Österreich/Ungarn, Emigration aufgrund zunehmenden Antisemitismus in Russland) in den Blick genommen.

Die vorgenommene Auf-/Zuteilung in (Leit-)Motive und entlang der Analysedimensionen von Zeit, Raum und Handeln/Agency dient der Übersicht, während sie sich dennoch nicht durchgehend aufrecht erhalten lässt. Die drei zusammengefassten (Leit-)Motive sind nicht klar voneinander abgrenzbar und wirken in vielfältiger Weise zusammen (so hängen Vorstellungen von Transformation mit solchen von einem binär codierten Vorher vs. Nachher zusammen). Es werden sowohl die Ebene der erzählerischen Vermittlung (*discourse*), als auch jene der Geschichte (*story*) berücksichtigt und diese kontextuell eingebettet.

5. ZwischenWelten – Erzählungen von Transformation

Julya Rabinowich: Spalkopf (2008)

5.1 Handlungsverlauf und Figuren

„Spalkopf“ (SK) von Julya Rabinowich erzählt die Geschichte der Emigration der zu Beginn der Erzählung siebenjährigen Mischka und ihrer Familie von Russland (St. Petersburg/Leningrad) nach Österreich (Wien) in den 1970er Jahren, dem Zurechtfinden in einer *neuen Welt* und der verdrängten jüdischen Identität ihrer Großmutter Ada. Auf 203 Seiten (Erzählzeit) erstreckt sich die stark gerafft erzählte Erzählung über mehrere Jahre bis nach 1989 (erzählte Zeit) – genaue Angaben werden dabei nicht gemacht, sind jedoch durch Alters- und Kontextangaben (wie der Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘) grob rekonstruierbar. Anders als RJ ist SK fast durchgängig im Präsens erzählt. Die Erzählung, unterteilt in drei (Über-)Kapitel, beginnt mit „Abgebissen, nicht abgerissen“ (6 Seiten), welches wiederum in vier „Lektionen“ unterteilt ist: „Lektion 3. *Sprung.Satz.Schnitt*“, „Lektion 1. *Wer jetzt verrückt wird, wird es lange bleiben. Wird lesen, wandern, lange Briefe schreiben*“, „Lektion 2. *Reisende soll man nicht aufhalten*“ und „Lektion 4. *fast forward*“ (SK: 7-12). Diese Lektionen können als vorangestelltes Resümee der Ich-Erzählerin ihrer eigenen Geschichte verstanden werden. „Lektion 3“ spricht Gefühle der Entwurzelung und eines kontinuierlichen ‚Unterwegssein‘ an, die Mischka jedoch erst später zu verstehen lernt, nach „Lektion 1“ (die das Ankommen und die ersten Schritte in Wien zusammenfasst) und „Lektion 2“ (die von Entfremdung, Verlust und Depression nach dem Tod des Vaters erzählt). Da der Prozess des ‚Abgeschnitten werdens‘ (vom Zuhause, der vertrauten Umge-

bung und Sprache, der Kindheit) jedoch, chronologisch betrachtet, am Beginn der Geschichte Mischkas steht, steht sie in dieser Zusammenfassung der gelernten Lektionen an erster Stelle. „Lektion 4“ schließlich ist ein Vorgriff auf die Essenz und das *Ende der Geschichte*: „Wenn ich die Wahl zwischen zwei Stühlen habe, nehme ich das Nagelbrett. Ich bin müde. Ich bin nicht daheim. Ich bin angekommen“ (SK: 12). Die anachrone Erzählweise prägt den Roman insgesamt, es werden häufig Rück- und Vorgriffe innerhalb der Haupthandlung gemacht. Die Haupthandlung verteilt sich auf die beiden folgenden Kapitel, „Die Hunde von Ostia“ (115 Seiten) und „Baba Yaga Girl“ (75 Seiten), die wiederum in mehrere nummerierte (Unter-)Kapitel unterteilt sind.

Die Haupthandlung wird von zwei Ich-Erzähler*innen erzählt, der autodiegetischen Ich-Erzähler*in Mischka und *Spaltkopf*. *Spaltkopf* stellt eine Art reflexive Erzählinstanz dar – sie knüpft zwar an die Haupthandlung an, ist aber nicht zuletzt durch die kursive Schreibweise der erzählten Zeit enthoben. Sie verhandelt aus einer gewissen Distanz die Beziehungsgefüge innerhalb der Familie, unter der Verwendung von Rückgriffen (z.B. auf Kindheitserlebnisse) und Vorgriffen (z.B. auf das zukünftige Schicksal einzelner Familienmitglieder). Dabei werden eine Reihe von Formulierungen beständig und zum Teil leicht abgewandelt wiederholt: „*Igor. Nicht Israil*“ (siehe u.a. SK: 23, 41, 47, 52, 98), „*Die Zahl ist das Wort und das Wort ist das Wissen und das Wissen ist Macht*“ (u.a. SK: 41, 109) sowie die Frage „*Wessen Vaters Tochter bin ich?*“ (u.a. SK: 41, 48, 142). Ihre Bedeutung erschließt sich erst nach und nach durch die variierende Wiederholung in unterschiedlichen Erzählsituationen und die Auflösung von Adas Geheimnis am Ende des Romans. Diese Einschübe sind überwiegend im Präsens gehalten, verwenden jedoch stellenweise auch das Futur I. Die Figur des „Spaltkopf“ wird unmittelbar vor dem ersten kursiven Einschub (der Erzählinstanz *Spaltkopf*) in Kapitel 1 durch die Ich-Erzählerin Mischka eingeführt und als ein furchterregender, körperloser „großer schwebender Kopf“ (SK: 22) beschrieben, der menschliche Seelen aussaugt (SK: 21f.). Zu diesem Zeitpunkt ist der Spaltkopf eine märchenhafte Figur, die den Erwachsenen dazu dient, ihre Kinder ohne Widersprüche ins Bett zu schicken bzw. generell zum gewünschten Benehmen anzuhalten. Die tatsächliche Bedeutung des *Spaltkopf* als Erzählinstanz und Chronist wird sich erst im weiteren Verlauf der Erzählung entfalten.

Das (Über-)Kapitel „Die Hunde von Ostia“ wechselt zwischen Wien und Russland als Handlungsort. Insgesamt steht es im Zeichen der Emigration von Russland nach Österreich und dem Prozess des Ankommens in Wien, sowie den sich daraus ergebenden Herausforderungen für das Familiengefüge. Die Haupthandlung beginnt im Russland der 1970er Jahre (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik, RSFSR) in St. Petersburg (das zu diesem Zeitpunkt eigentlich Leningrad heißt) und findet dort im Wesentlichen in den von Mischka, ihren Eltern Laura und Lev, sowie ihrer Großmutter Ada bewohnten Zimmern einer Kommunalwohnung statt. Sie ist Schauplatz eines Abschiedsfestes, in dessen Verlauf sämtliche Mitglieder der Großfamilie vorgestellt werden. Mischkas Mutter Laura wächst in privilegierten Verhältnissen in St. Petersburg auf, wird von Mischka als schön und elegant beschrieben und trägt, wie Mischka und Ada, „den verhassten Pagenkopf, den Fluch der Familie“ (SK: 19). *Spaltkopf* erzählt in weiteren Einschüben vom Tod ihres Vaters und dem distanzierten Verhältnis ihres Stiefbruders Eduard zur gemeinsamen Mutter Ada. Eduard, Mathematiker und von Mischka als schweigsamer, hagerer Mann beschrieben (SK:39), wird im weiteren Verlauf der Erzählung mit seiner Frau Olga und den gemeinsamen Kindern Adrian und Anastasija in die USA auswandern. Lev wächst in einem Vorort von St. Petersburg unter vier Geschwistern auf – seiner Schwester Lubov, genannt Ljuba und seinen Brüdern Salomon und Nathanael, die alle beim Abschiedsfest anwesend sind, sowie einem namenlosen älteren Bruder, der bereits im Kindesalter verstorben ist. Sein Vater war Bahnhofsvorsteher und ist zum Zeitpunkt der erzählten Haupthandlung ebenfalls bereits verstorben. Seine Mutter Baba Sara ist beim Abschiedsfest zugegen und wird bis zu ihrem Tod in Russland zurückbleiben. Baba Sara wird von Mischka als eine Frau beschrieben, die eine „weiche Wärme“ (SK: 93) ausstrahlt und „seit Jahren immer den gleichen Kaftan mit roten Rosen darauf“ (SK: 94) trägt, umgeben von einem Geruch „nach Gewürzen und Zigarettenrauch“ (SK:93).

Im Glauben, eine Urlaubsreise nach Litauen anzutreten, emigriert Mischka mit ihrer Familie nach Wien. Mit dem Ortswechsel der Familie verlagert sich auch der Ort der Haupthandlung, zunächst auf die Asylunterkunft am Wiener Gürtel, einer der Hauptverkehrsstraßen der Stadt. Später erhält die Familie einen permanenten Aufenthaltsstatus in Österreich und eine eigene Wohnung; Mischka besucht die Volksschule (SK: 74f.). Auch nach der Emigration werden häufig Rückgriffe, in Form von Erinne-

rungen, gemacht – insbesondere durch die Erzählinstanz *Spaltkopf*. Diese sind zu-
meist auf die Kindheitserfahrungen verschiedener Figuren bezogen und daher in
Russland verortet; manche sind jedoch auch Erinnerung und Vorgriff zugleich: kurz
nach der Emigration von Mischka und ihrer Familie treffen sie sich mit Eduard, Olga
und ihren Kindern (kurz vor deren Emigration in die USA) in Rom, Italien. Insgesamt
durch eine raffende Erzählweise geprägt, springt die Haupthandlung um einige Jahre
in die Zukunft in den Alltag der nun zwölfjährigen Mischka. Ihre Großmutter Baba
Sara, die in Russland geblieben ist, verstirbt. Wenig später wird Mischkas jüngere
Schwester Magdalena geboren.

Das dritte und letzte (Über-)Kapitel, „Baba Yaga Girl“ ist durch Transformationen auf
persönlicher und gesellschaftlicher Ebene geprägt, die in Kapitel 5.4 ausführlich ver-
handelt werden. Hauptschauplatz der Haupthandlung ist nicht länger die Wohnung
von Mischkas Familie, sondern verschiedene Orte in Wien (der Club U4, Prag und
Berlin, das AKH) und schließlich St. Petersburg – wo sich der räumliche Kreis der Er-
zählung schließt. Auch dieses Kapitel ist wesentlich im Präsens gehalten; die kursori-
schen Einschübe der Erzählinstanz *Spaltkopf* nehmen an Länge zu. Das Kapitel stellt
wiederum einen Sprung der Haupthandlung in die Zukunft dar, es beginnt mit der Ab-
reise von Lev nach Russland, die, so wird vorgegriffen, ein Abschied für immer sein
wird (SK:131). Im Zuge des Abschieds vom Vater wird eine neue Figur von der Ich-
Erzählerin eingeführt: „Mein schöner Freund“ (SK: 131), Franz, der einer gutbürgerli-
chen Familie entstammt und von dem Mischka den Spitznamen „Baba Yaga Girl“ er-
hält. Lev verstirbt während seines Aufenthalts in St. Petersburg, wo er in Abwesen-
heit seiner Familie auch beerdigt wird. Wenig später fällt der Eiserne Vorhang. Mit
dem Tod des Vaters konzentriert sich die Erzählung auf Veränderungen der Figuren
und ihrer Beziehungen und die (verdrängte) Geschichte Adas. Laura, Ada und Mag-
dalena treten eine Urlaubsreise in die USA an, um dort Lauras Bruder Eduard und
seine Familie zu besuchen. Dieser Erzählstrang ist zugleich einer der längsten Ein-
schübe der Erzähl- und Reflexionsinstanz *Spaltkopf* innerhalb der gesamten Erzäh-
lung (SK: 149-155). Die Haupthandlung springt schließlich erneut einige Jahre in die
Zukunft und berichtet von der Geburt von Mischkas Tochter und ihrer scheiternden
Beziehung zu Franz. Als Mischka einige Zeit später im Wiener Allgemeinen Kranken-
haus (AKH) auf ihre Großmutter Ada wartet, die einer Untersuchung unterzogen wird,
findet Mischka durch Zufall deren Pass – und wird mit einem wohlgehüteten Ge-

heimnis konfrontiert: „Ich [...] schaue das Foto an und lese den Namen darunter. Ich muss zweimal hinschauen, um es wirklich glauben zu können: Der Name lautet Rachel Israilowna“ (SK: 164). Die Erzählinstanz *Spaltkopf* enthüllt schließlich die Geschichte dieses Geheimnisses, im längsten kursiven Einschub des Romans (SK: 165-172), auf den in Kapitel 5.4 eingegangen wird. Ada stirbt im Beisein von Mischka und Laura (SK: 173). Mischka entschließt sich schließlich zu einer Reise nach Russland, St. Petersburg, wo die Erzählung endet.

5.2 Gegenüberstellungen

Über den Verlauf der Erzählung stehen sich verschiedene *Welten* gegenüber. Grenzen werden dabei nicht nur zwischen der *neuen schönen Welt des Westens* und einer *alten Welt* (Russland/UdSSR, der *Osten*), die nur mehr über Erinnerungen zugänglich ist, gezogen, sondern auch zwischen der Welt der Erwachsenen und der „Kinderwelt, der Welt der Hochkultur und dem mich umgebenden Proletariat“ (SK: 47). Diese *Welten* werden auf der räumlichen Ebene vor allem durch die Beschreibung von (Konsum-)Objekten und Kleidung, sowie deren Zuordnung zu bestimmten Figuren, gegenübergestellt.

Zu Beginn des Romans wird im ersten Kapitel („Abgebissen, nicht abgerissen“) in der „Lektion 1“ – in der anachronischen Reihenfolge der Erzählung steht sie an zweiter Stelle der vier „Lektionen“ des ersten Kapitels – die von Lev und Laura als Urlaubsreise nach Litauen getarnte Emigration nach Österreich als Eintritt in eine andere Welt beschrieben: „Wir befinden uns mitten in der Abreise Richtung Westeuropa, nach damaligem Wissensstand des durchschnittlichen russischen Bürgers also an der Grenze zwischen UdSSR und Mond“ (SK: 23). Diese andere Welt (der *Westen*) kündigt sich schon in den Räumlichkeiten der Flugzeugkabine und des Flughafens an: „Die Mozartkugel in meiner Hand schmilzt, aber das bunte Papier erscheint mir zu wertvoll, um es aufzureißen, ich habe so etwas noch nie gesehen. [...] Das Klo ist ein Palast und die Kaugummiautomaten Versprechen einer neuen schönen Welt“ (SK: 10). Der „Anblick einer Barbiepuppe“ (ebd.) tut den Rest, die Ich-Erzählerin Mischka konstatiert bereits hier, was sich durch den weiteren Verlauf der Erzählung ziehen wird: „Ich bin vom Westen überzeugt. Ich soll es lange bleiben“ (SK: 10). Diese Formulierung korrespondiert mit dem Titel der „Lektion 1“: „*Wer jetzt verrückt*

wird, wird es lange bleiben. Wird lesen, wandern, lange Briefe schreiben“ (SK: 10). Die kursive Schreibweise verweist auf die reflektierende Erzählinstanz *Spaltkopf*, sie fasst vorausgreifend die Zeit der Ankunft in Wien und die Herausforderungen, die sich für die Familie und insbesondere Mischka stellen (werden), zusammen.

Verschiedenen *Welten* zugeordnete Objekte treten dabei in unterschiedlicher Weise in Konflikt miteinander. So wird Spielzeug *made in USA*, das Mischka gelegentlich von ihrem Nachbarn in der Kommunalwohnung in Leningrad geschenkt bekommt, als „Gabe des aggressiven Kapitalismus“ bezeichnet (SK: 27). In der *neuen Welt* angekommen, wird ein Lenin-Anstecker, den Mischka bei der Reise nach Wien trägt, zum sichtbaren Überbleibsel der Anstrengungen der Familie, Russland/die Sowjetunion hinter sich zu lassen: „Mein Vater und ich bekommen einen Nervenzusammenbruch, weil er mir im Laufe eines einzigen Abends drei Jahre Kommunismussozialisation austreiben will und ich es nicht fassen kann, dass Lenin, der Freund aller Kinder [...] ein Arschloch sein soll“ (SK: 10). Marken- bzw. *Westprodukte*, wie NÖM Joghurt¹⁹ und die Barbiepuppe (SK: 55) schließlich werden zum Ausdruck des *Westens* als „das gelobte Land“ des endlosen Überflusses (SK: 49). Dies wird zusätzlich hervorgehoben durch einen intertextuellen Verweis auf das aus zahlreichen Märchenerzählungen bekannte *Schlaraffenland*, in dem „Milch und Honig“ (ebd.) fließen – eine Referenz, die auch in RJ verwendet wird (siehe Kap. 5.2). Zugleich sind diese (Konsum-)Objekte Ausdruck zunehmender Entfremdung zwischen jenen Figuren, die sich mit *dem Westen* identifizieren bzw. ‚ankommen‘ (Mischka) und jenen, die der *neuen Welt* mit Misstrauen (Ada, Laura) oder Ablehnung und Heimweh (Lev) begegnen. So löst etwa Mischkas „Jeansjacke mit E.T.-Anhänger [...] Entsetzen aus“ (SK: 80). Ihre Comics, die „Drogen des Westens“ (SK: 73), werden von Ada mit Misstrauen beäugt und ihnen wird die russische Literatur, insbesondere der Autor Fjodor M. Dostojewski, als Ausdruck von Bildung gegenübergestellt (SK: 97; 113).

Der Westen und Russland als sich gegenüberstehende Vorstellungen und *Welten* stecken auch in der Beschreibung von Aussehen und Kleidung einzelner Figuren, etwa von Ada und Laura während des Abschiedsfestes: „Sie schminken sich beide mit dunklem breitem Lidstrich, Ada verwendet auch Lippenstift. Sie wirken elegant. Ein Vergehen im sozialistischen Russland“ (SK: 18). Auch das Lieblingssakko von

¹⁹ In *Das letzte rote Jahr* ist es Danone-Joghurt (RJ: 28).

Laura, „[e]in in Russland seltenes, ein wohlgehütetes Stück, das sie seit Jahren mit Stolz trägt“ (SK: 89), wird derart hervorgehoben. Das Zelebrieren von (*westlichen*) Schönheitsnormen wird hier als ein geradezu ‚rebellischer Akt‘ im sozialistischen Russland gezeichnet. Zu einem späteren Zeitpunkt der Erzählung (Mischka befindet sich nach dem Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘ in einem besetzten Haus in Ostberlin) wird dies auf ironische Weise verdreht: „Unter den Bewohnern sind auch radikale Feministinnen. Ich schwinge meinen roten BH aus Spitze über dem Kopf und bekomme eine Ohrfeige dafür“ (SK: 147). Diese Widersprüchlichkeit wird interessanterweise auch in der theoretischen Debatte um die Transformation(en) *Osteuropas* in Bezug auf die ersten (akademischen) feministischen „East – West encounters“ der 1990er Jahre (Kulawik 2020a: 11) angesprochen: „Miglana Nikolchina (2011) [...] remembers the comments about ‚wrong‘ clothes, such as ‚unacceptable heels,‘ which she perceived as harassing and eerily reminiscent of communist dress codes. Measured against the Western feminist yardstick, women from the Other Europe, with their makeup and fashionable clothing, lacked consciousness; they were therefore marked as dubious and ‚backward‘. To put it succinctly, one could argue that Eastern European women’s high heels were analogous to Muslim women’s veils. Similar to the veil, which could stand for either protest or oppression, as Chandra Talpade Mohanty (1984) argued in her seminal article ‚Under Western Eyes,‘ high heels could stand for sexist consumer fetishism but could also, within the iconic construction of Soviet woman-hood, represent a personal act of opposition to state-imposed norms“ (ebd.: 12).

Die räumliche (Objekt-)Ebene ist darüber hinaus mit einer zeitlichen verschränkt – die *Welten* stehen sich auch als *alte und neue Welt* entgegen. Die oben beschriebenen Kleidungsstücke und Literatur, aber auch Sprache sind Ausdruck eines Generationenkonfliktes, in dem insbesondere Ada und Lev für ein Festhalten an und den Rückzug in Traditionen stehen (vgl. Willms 2012: 136). Der Eintritt in die *Freiheit des Westens* fällt für die Ich-Erzählerin mit einem Entzug ihrer eigenen Freiheit zusammen: „Meine ersten Tage in westlicher Freiheit führen in Einzelhaft, ich darf das Zimmer [der Asylunterkunft, Anm. C.S.] nicht verlassen“ (SK: 55). Verstärkt wird dies durch ihre erste Periode und den Beginn der Pubertät: „Ich bin zwölf und sehe aus wie fünfzehn. Mein Vater, eigentlich liberal und offen, fällt ins tiefste Patriarchat zurück. [...] Alle Freiheiten, die mir bisher gewährt wurden, werden von meiner Periode

hinweggeschwemmt. [...] Freiheit, haben sie mir doch erklärt, sei das höchste Gut. [...] Für die Freiheit hätten wir unsere Heimat geopfert und unsere Sprache. Für die Freiheit, sagte Lev, habe er mich hierhergebracht“ (SK: 80). Das durch den Vater verkörperte Patriarchat steht dabei dem übermächtigen Matriarchat gegenüber, das Ada und Baba Sara als „Urgewalten“ bilden (SK: 99). Mischka beschreibt ihre Familie als einen „weiblichen Kosmos“ (SK: 93) und hebt die besondere Autorität der Großmütter in der Familie hervor: „Meine beiden Großmütter bilden zwei Dynastien im Zeichen des Matriarchats.“ (SK: 93) Während Ada aktiver Teil der Haupthandlung ist, taucht Baba Sara nach dem Abschied am Flughafen lediglich in den Erinnerungen der beiden Erzählinstanzen auf. Sie spielt jedoch eine wichtige Rolle für die persönliche Entwicklung der Ich-Erzählerin Mischka. Bereits mit sieben Jahren ist sich diese ihrer Ähnlichkeit mit Baba Sara bewusst. Dies wird am Ende der Erzählung, als die Ich-Erzählerin im Erwachsenenalter nochmals nach St.Petersburg zurückkehrt, auch von ihren Verwandten bestätigt: „Wie Baba Sara, wie Baba Yaga“ (SK: 189). Die russische Märchenfigur Baba Yaga ist eine von zahlreichen literarischen Figuren, die als intertextuelle Referenzen die Erzählweise insgesamt prägen. Auf sie wird in Kapitel 5.4 näher eingegangen.

Eine weitere prägende Gegenüberstellung ist jene von (Neo-)Liberalismus und Kommunismus, die die Einstellungen und das Handeln einzelner Figuren anleiten. Sie ist zugleich eine Gegenüberstellung von Vertrautem und Ungewohntem, die im Erleben der Figuren Gefühle von Irritation bis Empörung auslöst: „Der goldene Westen beginnt wie altes Familiensilber Flecken zu zeigen“ (SK: 67). Auch *Spaltkopf* reflektiert diese Verunsicherung während eines Familienausfluges zu einer Burgruine, die sich in Privatbesitz befindet: „*Eine Burg, die nicht dem Volk, sondern bloß einer einzigen Person gehört, ist schlichtweg unerhört, eine Verschwendung geschichtlicher Wertigkeiten*“ (ebd.). Während die Familie einerseits an Vertrautem festhält und der neuen Situation mit Ablehnung begegnet – Ada und Laura zwingen Mischka, Russisch zu üben, weil sie ihre „endgültige Verrohung“ fürchten (SK: 68) – wird Wien als Ort neuer Eindrücke erzählt, nach denen sich die Familie sehnt (ebd.): Kunstmuseen, der Naschmarkt, ein versehentlicher Ausflug in ein Rotlicht-Lokal während eines Regenbruchs – „*Angelockt von roten Lichtern, die sie immer noch an kommunistische Slogans erinnern, landen die drei in unmittelbarer Nähe zu einem solchen Etablissement*“ (SK: 72, Herv. i. O.). Als Lev ersten Erfolg in Wien mit einer Ausstel-

lung seiner und Lauras Bilder hat, sind es „[l]ustigerweise [...] vor allem linke Intellektuelle [die sich] für den dem Kommunismus Entsprungenen [interessieren, C.S]. Meine Eltern können dem Hauch des Rebellischen nichts abgewinnen. Revolutionär war für sie, geschmuggelte Kopien der Bibel in die Hände zu bekommen. [...] Ihrer Logik entsprechend müssten sich die hiesigen Roten [...] von unserer Anwesenheit hier in den Grundfesten ihrer Ideologie erschüttert sehen, was nicht und nicht passieren will“ (SK: 69). Die Konfrontation der *westlichen* Perspektive (linker Intellektueller) auf Dissident*innen aus der Sowjetunion²⁰, deren eigene Erfahrungen und die Widersprüchlichkeiten, die damit einhergehen, werden hier durch die sarkastische Erzählweise besonders hervorgehoben.

Eine weitere prägnante Gegenüberstellung, die in Hinblick auf die Familienverhältnisse Mischkas eine wichtige Rolle spielt, ist jene zwischen Stadt und Land, die zugleich Ausdruck von Klassenpositionen ist, die die einzelnen Familienmitglieder und ihre Beziehungen untereinander prägen. Mischkas Eltern wachsen in sehr unterschiedlichen Verhältnissen auf, was sowohl von Mischka, als auch *Spaltkopf* (in seiner Funktion als Familiengedächtnis und Reflexionsinstanz) erzählt wird. Die Eltern Adas (Mischkas Ur-Großeltern mütterlicherseits) waren in Besitz einer „eleganten Konditorei“ im Zentrum von St. Petersburg und Ada wächst dort als „verwöhnte[s] Einzelkind“ mit Privatunterricht auf (SK: 50). Der Familie des Mannes ihrer Tochter Laura, die in ähnlich privilegierten Verhältnissen „im Schatten der St. Petersburger Kathedralen und Paläste“ (SK: 102) aufwächst, begegnet sie mit Abwertung, „als wäre etwas Übelriechendes an ihr vorbeigezogen“ (SK: 97). Sie hält Lev, seine Mutter Baba Sara und seine Geschwister für ungepflegt und ungebildet („Natürlich hat Baba Sara weder Dostojewski gelesen, noch kennt sie Schubert“, ebd.). Ihre klassistische Ablehnung speist sich aus eigenen Abstiegsängsten und zugleich aus der Verleugnung ihrer eigenen jüdischen Herkunft: „Sie prüft kritisch das jüdische Band, das zwischen den anderen gespannt ist. Das ihre ist schon lange getrennt“ (SK: 96). Nach der Oktoberrevolution in Russland und der Enteignung ihrer Eltern, die den Verlust der Konditorei und der behüteten Kindheit „*in der gepflegten Stadtwohnung*“ (SK: 168; Herv. i. O.) bedeuten, heiratet sie mit siebzehn Jahren,

²⁰ Dissident*innen wurden zu Zeiten des Kalten Krieges in der *westlichen* Presse häufig als selbstlose Held*innen dargestellt, während viele, die *von außen* mit diesem Begriff bezeichnet wurden, ihm eher kritisch gegenüberstanden – auch, weil er von sowjetischen Behörden dazu verwendet wurde, Personen, die sich abseits systemkonformer Wege für Menschenrechte oder anderweitig politisch engagierten, als „mentally unstable or agents of foreign power“ zu dämonisieren (Komaromi 2015: 8).

lässt sich zwei Jahre später scheiden und heiratet erneut. Ihren zweiten Ehemann, einen patriarchalen, „*tobenden Macho*“ (SK: 167; Herv. i. O.), verlässt sie schließlich, um sich, nach den Erfahrungen von Hungersnot und Flucht im Zweiten Weltkrieg und antisemitisch motivierten Denunziationen zum Trotz, einen Studienplatz und eine Karriere als Universitätsprofessorin zu erkämpfen (SK: 98). Das Ausmaß der Verleugnung und verdrängten Angst erfährt der*die Leser*in jedoch erst gegen Ende der Erzählung (siehe Kap. 5.4). Diese Erfahrungen spitzen sich in ihrem Blick auf den von ihr verachteten Schwiegersohn und seine Familie zu: „Die neue Verwandtschaft kocht viel und zu fett, isst viel, redet viel und schämt sich nicht, offen Jiddisch, eine Sprache, die kein vernünftiger Mensch, kein Literat je in den Mund nehmen würde, zu sprechen!“ (ebd.)

Auch Lev kämpft auf seine Weise um Anerkennung und Klassenaufstieg. „*Das, was seiner Frau in die Wiege gelegt wurde, Bildung und Kultur, die Liebe zum Schönen, hat er sich bitter erarbeitet wie das neue Leben danach. Das Leben eines, der eben doch nicht gut genug ist. Der grobe Bauernbub vom Land. (...) Er giert danach, höher und höher zu steigen, ohne sich verkaufen zu müssen. Er ist ein Träumer. Träumer fliegen gut, aber landen übel*“, erzählt *Spaltkopf* (SK: 48). In der räumlichen Beschreibung der Zimmer in der Kommunalwohnung zu Beginn der Erzählung hebt die Ich-Erzählerin seine antiquarischen Fundstücke hervor, „beim Trödler erworben oder aus dem Mist gebuddelt“ (SK: 15). Kerzenleuchter, Statuetten und ein geschnitzter Sessel, „unter unzähligen Schichten Dreck entdeckt, befreit und zu neuem Glanz poliert“ (SK:16), wie einen Thron. Sie spiegeln bildlich den Wunsch, die eigene soziale Herkunft hinter sich zu lassen und *höher zu steigen*. Seit seiner Kindheit will er Maler werden, beugt sich jedoch zunächst den Vorstellungen seines Vaters, der „*mit solchen Flausen nichts anzufangen*“ weiß (SK: 48) und macht eine Lehre zum Tischler. Später setzt er ein Architekturstudium durch und wird Teil der Künstlergruppe „Die Nonkonformisten“, die sich gegen den Sozialistischen Realismus auflehnt (SK: 33) – die vom Zentralkomitee der KPdSU aktiv forcierte und ideologisch verankerte (Stil-)Doktrin in der Kunst- und Kulturproduktion (siehe hierzu Kodres/Jõekalda 2019) – und illegale Literatur im Samisdat (russ. Selbstverlag) verbreitet, „die kommunistische Variante des heimlichen Widerstandes“ (SK: 35). Er steht unter Beobachtung des Geheimdienstes (KGB), was die Genehmigung der Ausreise nach Wien bis zuletzt zu einem höchst unsicheren Unterfangen macht. Emigration, in der Sowjetunion

einer „Fahnenflucht“ gleichkommend (Golczewski 1975: 45), wurde in der Regel verweigert, insbesondere Personen mit „relevanten Kenntnissen, die Sowjetunion betreffend“ (SK: 37) – „und sei es die Neugestaltung der Toiletten eines Stützpunktes“ (ebd.), wie die Ich-Erzählerin sarkastisch anmerkt. Insbesondere jüdischen *Refuseniks* (ein inoffizieller Begriff für sowjetische Jüd*innen, denen die Ausreise nach Israel verweigert wurde) und anderen Dissident*innen war eine Karriere abseits systemkonformer Wege unmöglich (vgl. Komaromi 2015: 6ff). Die Zusammenarbeit mit sowjetischen Institutionen wiederum hätte jede Chance auf eine Ausreisegenehmigung verunmöglicht (ebd.) – für Lev, der bis zur Abreise noch „doppelgleisig zwischen Innenarchitektur und seiner Staffelei“ unterwegs ist (SK: 37), ein Problem, das er in einer sarkastisch überzeichneten Szene löst, indem er mentale Instabilität vortäuscht: „Einen unberechenbaren Irren kann der Geheimdienst nicht brauchen“ (SK: 39). Am Ende der Szene bricht er zusammen. Die Emigration ist für Lev die einzige Möglichkeit, seinen Traum zu verwirklichen und bedeutet zugleich einen endgültigen Bruch mit seinem bisherigen Leben – seine Mutter Baba Sara wird er nach der Ausreise nicht mehr wiedersehen. Nach der erfolgreichen Emigration nach Wien etabliert sich Lev dort schließlich als Künstler, leidet jedoch unter starken Depressionen.

Mischka ist später insbesondere in ihrer Beziehung zu Franz mit ihrer eigenen prekären Position konfrontiert. Als die beiden 1989 zunächst nach Prag und dann weiter nach Berlin reisen, bricht ein Konflikt über ihre unterschiedlichen Positionierungen aus. Während es für Mischka wie ein „Schlag in die Magengrube“ ist, das erste Mal seit ihrer Kindheit wieder „Ostblockboden“ (SK: 146) zu betreten, genießt Franz seine finanziellen (und sexuellen) Freiheiten. Er verbringt nach einem Streit seine Zeit in Berlin in einem „hübschen Hotel [...] mit Einkaufsorgien und [...] der angenehmen Gesellschaft eines Verkäufers aus dem Yamamoto-Laden“ (ebd.), während Mischka in einem besetzten Haus in Ostberlin unterkommt. Auch dieses Erlebnis wird von Mischka stark gerafft auf zwei Seiten erzählt, sticht jedoch durch die bewusste Übertreibung der Gegenüberstellung von (*westlicher*) Dekadenz auf der einen und der Prekarität der gesellschaftlich Ausgestoßenen – „Proletariat. Studenten. Halbkriminelle. Alkoholiker. Idealisten. [...] Dazwischen [...] Hunde, große und kleine, Promenadenmischungen“ (SK: 147) – auf der anderen Seite hervor. Die Ich-Erzählerin bezeichnet sich selbst an einem früheren Punkt der Erzählung als „Promenadenmi-

schung“ (SK: 79), ein Bild, das ihr als Ausdruck für den brüchigen Status als (jüdische) Emigrantin dient. Im zweiten (Über-)Kapitel „Die Hunde von Ostia“ (13ff.) erzählt sie von den Hunden jüdischer Emigrant*innen aus Russland, die am Strand von Ostia (Rom) – Teiletappe auf der kräftezehrenden Ausreise nach Israel oder Amerika – zurückgelassen werden, weil die Einfuhrgenehmigung für ihre Besitzer*innen nicht bezahlbar ist. Sie bleiben auf den Mistplätzen und in Hinterhöfen zurück, „[s]ie wühlen und suchen, sie graben und scharren, sie haben keine Wahl, sie wollen leben“ (SK: 79f.). Dies kann als eindringliches Bild der Erfahrung von Migration und Entwurzelung, aber auch der *Unmöglichkeit* jüdischen Lebens in der Sowjetunion gelesen werden. Die Emigration aus der UdSSR bedeutet den endgültigen Verlust von (ohnehin brüchiger) Zugehörigkeit, im materiellen wie symbolischen Sinne. „Üblicherweise wurde einem [...] der Pass abgenommen, da man mit dem Verrat an der Idee nicht länger Mitglied des Vereins sein durfte“ (SK: 77). Die eigene Identität und Geschichte wird „zu einem Ort, der nicht mehr ist, jenseits des Raums und der Zeit, unerreichbar verschwommen in der Vergangenheit“ (SK: 76).

Nicht zuletzt durch das Zusammenlaufen von Rück- und Vorgriffen (und dem damit zusammenhängenden Wechsel der Tempusformen) werden *die Welten*, zwischen denen Mischka sich bewegt, auf unterschiedliche Weise überlagert. Der Titel von Mischkas erstem schriftstellerischen Werk, „Marillenknödelessen in Sibirien“ (SK: 122), verweist bereits auf eine solche Überlagerung unterschiedlicher *Welten*, die die Erzählung insgesamt prägen. Überlagerungen, die gleichermaßen das Aushandeln von Grenzziehungen bedeuten und Zwischenräume entstehen lassen, sind insbesondere durch intertextuelle Referenzen gestaltet und werden im folgenden Kapitel analysiert.

5.3 Grenzziehungen und das *Dazwischen*

Die Ich-Erzählerin bewegt sich zwischen verschiedenen *Welten*, zwischen denen Grenzen verlaufen und die sich dennoch zugleich in vielfältiger Weise überlagern. Die Konflikte, die sich daraus für Mischka und ihre Familie ergeben, werden insbesondere über die Ich-Erzählinstanz *Spaltkopf* – *Chronist* der Familienmitglieder (SK: 23) – und über eine bildhafte Erzählweise, sowie intertextuelle Referenzen zu russi-

schen, hebräischen und deutschen Volkserzählungen und griechischer Mythologie verhandelt.

Die Emigration in *den Westen* wird als Eintritt in eine *schöne neue Welt* beschrieben (SK: 10; 50) – vermutlich eine Referenz auf den 1932 erstmals veröffentlichten Roman *Schöne neue Welt* von Aldous Huxley. Dieser zeichnet die (Anti-)Utopie eines modernen, totalitären Wohlfahrtsstaates, der seine Bürger*innen, in hierarchische Klassen unterteilt, im Labor produziert und durch Konsum bei Laune hält. Ideologisch vereint sind sie durch einen Verehrungskult um Henry Ford (*fordship*) – Automobilhersteller und Symbol standardisierter Massenproduktion/-konsumption im 20. Jahrhundert (Fordismus). Durch diese Bezeichnung wird bereits zum Zeitpunkt der Ankunft in Wien eine unterschwellige Dämpfung der anfänglichen Begeisterung Mischkas für die Versprechen *des Westens* als Welt des Fortschritts und Überflusses evoziert. Auch *Spaltkopf* beschreibt *den Westen* später als fragwürdiges *Schlaraffenland*, das diese Versprechen nicht gehalten hat (SK: 70-71).

Die Erlebnisse der Ankunft in Wien werden auf der zeitlichen und räumlichen Ebene mit Erinnerungen an die Kommunalwohnung in Leningrad/St. Petersburg verwoben. Die Ich-Erzählerin wechselt zwischen den beiden Bezeichnungen, allerdings unabhängig von der jeweiligen zeitlich-historischen Verortung der erzählten Ereignisse.²¹ Dies lässt sich als Hinweis auf ein bewegliches und affektives Zeitempfinden verstehen (ähnlich verhält es sich mit der Bezeichnung *Osten*, die in der Erzählung erst mit/nach dem Mauerfall stellenweise verwendet wird, siehe Kap. 5.4). So werden etwa die Erinnerungen an die Kommunalwohnung oder an Spaziergänge mit ihrer Großmutter Ada in St. Petersburg platziert (SK: 17; 46), eine andere Erinnerung an die Gruppenausstellung der dissidenten Künstlergruppe ihres Vaters, die von staatlicher Seite aufgelöst wird, dagegen in Leningrad (SK: 33f.). Die Erzählung der Haupthandlung beginnt mit der ausführlichen szenischen Präsentation des Abschiedsfestes, an dem die*der Leser*in durch die Verwendung des Präsens aus der Perspektive der Ich-Erzählerin teilnimmt und die Familie Mischkas kennenlernt. Diese ist hier zum letzten Mal gemeinsam an einem Ort versammelt, „[w]ie die geballte Urmaterie vor dem Big Bang konzentriert [...] um den riesigen Piratentisch: Die einen werden nach

²¹ St. Petersburg wurde nach dem Tode Lenins 1924 in Leningrad umbenannt und 1991 wieder in St.-Petersburg.

Amerika fliegen, die anderen nach Israel versprengt“ (SK: 17). Durch den im Präsens erzählten Rückblick ist die Unwissenheit der siebenjährigen Mischka mit dem Wissen der erwachsenen Ich-Erzählerin vermengt, was die Endgültigkeit des Abschiedsfestes, das Teil einer alten, nur mehr über Erinnerungen zugänglichen *Welt* bleiben wird, noch eindringlicher gestaltet. „Es wird gefeiert. Sie lachen, weil sie nicht weinen wollen. Sie wissen etwas, das ich nicht weiß. Ich weiß nicht, dass sie wissen, was ich nicht weiß“ (SK: 20). Der Eiserne Vorhang wird sich als unüberwindbare Grenze – symbolisch und räumlich – in die Familienverhältnisse schieben. Als Mischkas Großmutter Baba Sara stirbt, können ihr Sohn Lev und seine Familie nicht am Begräbnis teilnehmen – „[d]er Eiserne Vorhang kennt keine letzten Wege, keine Sohnespflichten“ (SK: 95). Ihr Tod wird für die Familie in Wien zu einer Art Nicht-Erfahrung, denn „[i]hr Tod ist nicht nachprüfbar. Ich kenne keine offenen Gräber und keinen Leichenschmaus. Ich kenne Menschen, deren Existenz sich allein aus ihren Stimmen am Telefonhörer speist. Dann verstummen diese Stimmen“ (ebd.). Diese Problematik wiederholt sich, als Lev nach seiner Rückkehr nach Leningrad, kurz vor dem Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘, stirbt.

Das Abschiedsfest steht in Kontrast zur Erzählung der Abreise nach Wien, mit der jegliches Gefühl von Sicherheit und Vertrautheit verloren geht. Das Erlebnis der Abreise wird von der Ich-Erzählerin ähnlich einer Nahtoderfahrung geschildert: Während am Ende des Gangs zum Flugzeug „das Licht einer neuen Welt“ scheint (SK: 24), schrumpft hinter ihr ihre „siebenjährige Vergangenheit [...] zur Unkenntlichkeit zusammen“ (SK: 25). In der folgenden Aufzählung punktueller Erinnerungen zieht ihr bisheriges Leben an ihr vorbei: Ihr Geburtshaus auf der Wassiljewski-Insel, die Staatshymne im Kindergarten, die Schuluniform, das Abzeichen der Pioniersorganisation, die Kommunalwohnung, ihr Kindheitsfreund Schenya, verschiedene Märchengestalten (ebd.). „Freund und Feind – alles zerstiebt hinter dem Röhren der Turbinen“ (SK: 26). Am Flughafen in Wien wird die Familie wie „eine streunende Schafherde“ in einen Bus gelotst, während draußen Soldaten patrouillieren: „Es ist nicht klar, ob sie uns vor etwas Bedrohlichem da draußen schützen sollen oder die Einheimischen vor uns. Ich überlege, was wir falsch gemacht haben könnten. Mir fällt nichts ein“ (SK: 50). Während der Flughafen in der UdSSR noch wie ein Portal zu einer unbekannten *Welt* und Zukunft wirkt und Mischka sich in kindlichem „Nichtwissen geschützt fühlt vor all den Plagen, die den Rest der Familie beschäftigen“ (SK:

49), ist der Ort des Flughafens in Wien von Anspannung und Irritation bestimmt. Im Anhaltezentrum gibt es „aus Religionsgründen“ keine Wurstsemmeln – „Meine erste Begegnung mit Dogmen nichtkommunistischer Natur endet in wilder Aggression. Was ist das für ein Land, in dem man keine Wurstsemmeln bekommt!“ (SK: 54)

Mit der Emigration nach Wien wird Leningrad bzw. Russland der *neuen schönen Welt* als das *Out*²² eines laufenden Spiels gegenübergestellt: „[D]as Tempelhüpfen von Land zu Land“ (SK: 9). Die Mitglieder von Mischkas Großfamilie sind die Spieler*innen, einige bleiben in Russland zurück, Mischka emigriert nach Wien, andere noch weiter in die USA. „Abgebissen fühle ich mich [...], denn das Land, aus dem ich kam, hängt nicht an mir, und ich nicht an ihm. Keine Fasern verbinden mich mehr damit“ (ebd.). Während Mischka über das Erlernen der deutschen Sprache in der Schule schnell Zugang zur *neuen Welt* findet, verbleiben ihre Eltern und Großmutter in einer von Unsicherheit geprägten Zwischenwelt. Doch auch Mischka ist mit ihrer prekären Position zwischen Zugehörigkeit und Abgrenzung in ihrer gegenseitigen Bedingtheit konfrontiert. So wird die deutsche Sprache für Mischka zu einem Instrument der eigenen Aufwertung und Abgrenzung von anderen Migrant*innen in der Volksschule: „Ich setze meine letzte Kraft darauf ein, schnell besser Deutsch zu sprechen als die anderen, und nütze jede Gelegenheit, mich von ihnen zu distanzieren. Im Verlauf meiner Schullaufbahn werde ich erbitterter Minderheitenhasser. Ich will meine Verachtung mir selbst gegenüber möglichst billig an andere abstoßen“ (SK: 75). Dies ist Teil einer übermäßigen Anpassung an die Anforderungen der *neuen Welt* und Identifikation mit *dem Westen*. „Adoptiert werden will ich. Endlich Teil dieses Landes sein. Die richtigen Dinge tragen, tun und sagen“ (SK: 86). Dafür ist sie „bereit, ein besseres Deutsch zu sprechen als meine Klassenkollegen. Ich bin bereit, freiwillig in den katholischen Religionsunterricht zu gehen [...]. Ich bin bereit, Gebete [...] nachzuäffen. [...] Ich bin bereit, das Doppelte meiner Einnahmen für eigenwillige Kleidung auszugeben, um mich anschließend bei meiner Arbeit von quälenden Geldsorgen stören zu lassen“ (SK: 11). Diese Anpassung ist nicht zuletzt motiviert durch die Angst vor (rassistischer, antisemitischer) Verachtung, die sie unterschwellig zu spüren bekommt, wie einen persönlichen Makel: „Das Anrühige einer kleinen Immigrantin ist nicht mal mit Chanel abzuwaschen“ (ebd.). Zugleich be-

²² Die Benennung von Russland als „Out“ verweist auch auf die Bezeichnung jüdischer Emigrant*innen aus der UdSSR, die über Österreich in die USA oder andere westliche Länder ausreisen wollten (statt nach Israel), als „Dropouts“, wie Julia Rabinowich (2015) im Interview mit derStandard erzählt.

stehe ihre Familie „stolz darauf, all ihre russischen Eigenheiten zu bewahren“ (SK: 80). Als Teil der eigenen Identität bleibt das Russische in der Sprache und Einrichtung der ersten Familienwohnung in Wien präsent, steht jedoch in Konflikt mit der *Welt* außerhalb der Wohnung. Dies führt zu Konflikten innerhalb der Familie bzw. verstärkt bestehende Konfliktlinien. „Wie ein bolschewistisches Bollwerk trotzen sie [Ada, Laura und Lev, Anm. C.S.] den Spielregeln der neuen Welt, ohne auf meine Dolmetschdienste und Orientierungshilfen verzichten zu können“ (ebd.). Ihre Rolle als Übersetzerin wird auch in der sprachlichen Einbindung von österreichischen Dialektausdrücken und russischen Ausdrücken in die deutschsprachige Erzählung sichtbar, wie Walenki (russ. Winterstiefel aus Filz), Schnürlsamt (österreich. Cord), Samowar (russ. Teekoher), Jagoditza (russ. Gesäß) oder Pawlatschen-Gang (österreich. Laubengang im Innenhof).

Während der Erzählung der Ankunft in Wien und Mischkas ersten orientierenden Schritten in der *neuen Welt* werden Rückgriffe auf Kindheitserlebnisse Mischkas gemacht, die diese erstmals mit der jüdischen Herkunft ihrer Familie und dem zunehmenden Antisemitismus in Russland konfrontieren (SK: 62, 66). Wie die Emigration nach Österreich zu Beginn der Erzählung, wird auch die jüdische Herkunft vor Mischka von ihrer Mutter Laura und ihrer Großmutter Ada geheimgehalten bzw. nur unvollständig und zurückhaltend kommuniziert (SK: 62). Bis Mischka kurz vor dem Tod ihrer Großmutter Ada erfährt, dass diese eigentlich Rahel Israilowna heißt, erhält die*der Leser*in nur wenige konkrete Hinweise Mischkas und viele kryptische Andeutungen *Spaltkopfs* auf diesen verdrängten Teil der Familiengeschichte. Diese ist untrennbar verknüpft mit jüdischer Geschichte in der Sowjetunion, die von Widersprüchlichkeiten bestimmt und in besonderer Weise von den Konfrontationen des Kalten Krieges geprägt ist und an mehreren Stellen der Erzählung aufgegriffen wird. „Obwohl es in der Sowjetunion zu diesem Zeitpunkt keine Pogrome gibt, ist eine antisemitische Stimmung durchaus gegeben“ (SK: 66). Nach Unterdrückung und Pogromen zu Zeiten des Zarenreichs bleibt die Situation von Jüd*innen auch nach der Oktoberrevolution prekär. Sie werden in hohem Maße Opfer der stalinistischen Säuberungen der 1930er und späten 1940er/frühen 1950er Jahre. Neben der systematischen Ermordung und Verschleppung in Arbeitslager werden zudem sämtliche Aspekte jüdischer Kultur (die jiddische Sprache, Bildungseinrichtungen, Synagogen) systematisch stillgelegt (Wiesel 1966: 119ff.). Auch nach dem Tod Stalins und der of-

fiziellen Distanzierung von dessen Politik bleibt der Antisemitismus spürbar. Die Ich-Erzählerin spricht von einem „langsame[n] Gift, das zwischen Russen und jüdischstämmige Russen drängt. Der frustrierte Sowjetbürger ist der Willkür seiner Führer hilflos ausgeliefert, so, wie es unter dem Zaren auch gewesen ist [...] [und, C.S.] braucht [...] wieder einen Sündenbock, einen Blitzableiter der Volksstimmung, jemanden, den man für all die Missstände verantwortlich machen kann“ (SK: 66). Der Druck zur Assimilierung ist bereits seit der Oktoberrevolution hoch, Hebräisch und Jiddisch werden immer weniger gesprochen, offene Religionsausübung ist ohnehin verboten (vgl. Wiesel 1966: 131ff.). Die Sowjetunion „spuckt“ ihre jüdischen Bürger*innen aus und lässt sie „ratlos, weil geschichtslos“ zurück (SK: 66). Von ihren „eigentlich antisemitischen Nachbarn aus Georgien“ erhält Mischkas Familie „in patriotischer Sorge, dass wir in Österreich verhungern könnten“ mehrere Kilo Buchweizen als Abschiedsgeschenk (SK: 23), was wiederum auf widersprüchliche Zugehörigkeiten und Ausgrenzungen verweist.

Die Ich-Erzählerin kann eigene Konfrontationen mit Antisemitismus, die sie seit der Kindheit treffen, erst aus ihrer retrospektiven Erzählposition als solche einordnen. Die Ankunft in Wien ist für sie stark mit Erinnerungen an ihren Kindheitsfreund Schenya verstrickt; die Briefe, die sie an ihn schickt, ihre letzte Verbindung nach Russland. Die Erinnerungen an verschiedene Kindheitserlebnisse mit Schenya bauen einen bedrohlichen Spannungsbogen zu einem Familiengeheimnis auf, von dem Mischka erst als erwachsene Frau kurz vor dem Tod ihrer Großmutter Ada erfahren soll, während der*die Leser*in durch *Spaltkopf* bereits Hinweise erhält. Bei einem Neujahrsball, auf dem Mischka mit Schenya tanzt, sieht sie eine Ablehnung im Gesicht seines Vaters, die sie nicht einordnen kann. Als sie wenige Tage später mit Schenya verabredet ist, erscheint dieser nicht zum vereinbarten Treffpunkt, woraufhin Mischka ihn zu Hause aufsucht (SK: 58ff.). Als Schenya an der Tür erscheint, wird die Bedeutung des kurzen Gesprächs, wie auch das darauffolgende mit ihrer Mutter Laura, durch die in der Erzählung ansonsten nur sparsam verwendete direkte Rede besonders hervorgehoben:

„Hast du Hausarrest?‘ ,Nein, ich glaube nicht.‘ [...] ,Und was ist jetzt mit unserem Kino?‘, wiederhole ich stur. Schenya schüttelt den Kopf. ,Ich darf nicht mit Juden spielen‘, sagt er dann leise und verschämt. ,Na und? Sei nicht traurig‘, tröste ich ihn.

„Wir schauen uns den Film halt morgen oder übermorgen an.“ Er wirkt, als ob er noch etwas sagen wollte, ihm aber die Satzteile abhanden gekommen wären [...]. Das Gefühl, in eine komische Geschichte hineingeschlittert zu sein, die auf eine geheimnisvolle Art und Weise mit mir zu tun haben scheint, ist nur sehr schwer zu verjagen“ (SK: 61). Zurück zu Hause, berichtet sie ihrer Mutter unbekümmert von ihrem Erlebnis: „Wer sind Juden eigentlich? [...] Ich glaube, ich habe sie mal im Fernsehen gesehen. Die singen und tanzen sehr lustig und haben so geschlitzte Augen, oder?“ Meine Mutter legt den Pinsel weg und setzt sich sehr gerade auf. „Nein, mein Schatz“, sagt sie bestimmt. „Juden, das sind wir“ (SK: 62).

„Nun ist es raus. Das kleine dreckige Geheimnis“ (SK: 62). Das Geheimnis hat eine lange Geschichte, die *Spaltkopf* bewahrt und erst nach und nach über den Verlauf der Erzählung preisgibt. Laura und Ada klären Mischka nicht über die „*Verbindung zwischen diesem seltsamen Wort und diesen seltsamen Erlebnissen*“ (SK: 62) auf. Die antisemitischen Anfeindungen, die sie selbst im Alltag erleben, „[d]ie kleinen Beleidigungen, die täglichen Ärgernisse, die Momente echter Gefahr“ (ebd.), wandeln sie unausgesprochen in Selbstverachtung und Aggressionen gegen jene, „die denselben Makel tragen“ (ebd.), um. Um das Phänomen ‚jüdischen Selbsthasses‘ gibt es eine breite akademische Diskussion, die hier aus einem Mangel an Platz und angemessenen Kenntnissen nicht ausgeführt werden kann²³. Autoaggression als (Abwehr-)Reaktion auf rassistische Abwertung ist jedoch ein Motiv, das in der Literatur häufig aufgegriffen wird. Audre Lorde etwa beschreibt in ihrem Essay „Eye to Eye: Black Women, Hatred, and Anger“ (1984) ausführlich die fatalen Auswirkungen rassistischen Hasses, die Internalisierung einer rassistischen *Verzerrung* (distortion) des eigenen Selbstbildes und der sich daraus ergebenden Schwierigkeit, sich selbst und andere Schwarze Frauen wertzuschätzen und sich mit ihnen im Kampf gegen Rassismus zu verbünden. Auch das Schweigen der Eltern gegenüber dem Kind, das diesen Hass zu spüren bekommt, aber nicht einordnen kann, spricht sie darin an (ebd. 146ff.). „This cruelty between us, this harshness, is a piece of the legacy of hate with which we were inoculated from the time we were born by those who intended it to be an injection of death. But we adapted, learned to take it in and use it, unscrutinized.“

²³ Für einen (historischen) Überblick über die Entwicklung eines *Jewish Self-hatred* und dessen unterschiedliche Verhandlung als Bild, soziales Konstrukt, psychologisches Syndrom,... im US-amerikanischen Kontext siehe etwa Glenn, Susan A. (2006), The Vogue of Jewish Self-Hatred in Post-World War II America, in: Jewish Social Studies 12 (3), 95-136.

Yet at what cost! In order to withstand the weather, we had to become stone, and now we bruise ourselves upon the other who is closest“ (ebd. 159f.). Trotz des jeweiligen spezifischen Kontextes lassen sich mit diesen Ausführungen die Bemerkungen *Spaltkopfs* besser einordnen. Laura verschweigt Mischka die Bedeutung ihrer ‚seltsamen Erlebnisse‘, obwohl „[s]ie weiß, was jetzt geschehen wird. Sie ekelt sich davor und vor sich selbst. Die Naivität ihres Kindes verursacht unterschwellige Wut“ (SK: 63). Mischkas Briefe aus Wien werden unbeantwortet bleiben; Schenyas Mutter vernichtet sie heimlich. Laura kämpft mit der Ambivalenz der Trauer um die aus Gründen des Selbstschutzes vor antisemitischen Anfeindungen verdrängte, eigene Identität: „Es schmerzt sie [Laura, Anm. C.S.], dass das Kind die Gesetze der Sowjetrealität auch über die Grenzen hinweg erfahren muss. Sie weiß, dass es umsonst gewartet hat. Sie hofft darauf, am neuen Land anwachsen zu können. Dann wieder quält sie die Vorstellung, es könnte sich nahtlos um sie schließen und sie auslöschen“ (SK: 67).

Während Laura mit ihrer prekären Position als Jüdin kämpft und zwischen Verschweigen und Identifikation schwankt, hat Ada den Weg der Verdrängung und aktiven Abgrenzung gewählt. Die Ablehnung ihrer jüdischen Herkunft zeigt sich nicht nur in der in Kapitel 5.2 angesprochenen Abneigung gegenüber der Familie von Lev, sondern auch in ihrem Versuch, diese durch eine Hinwendung zum katholischen Glauben zu verdrängen: „Kirche ist Kirche. Kreuz ist Kreuz. Alles ist besser als der Davidstern. Doch taufen lässt sie sich nicht. Für Rituale ist sie zu rebellisch“ (SK: 97). Der Grund dafür bleibt dem*der Leser*in bis zu ihrem Tod verborgen, sie hat die Erinnerung an etwas „*Schreckliches, dessen Schatten sie manchmal vorbeihuschen fühlt*“ (SK: 41), von sich selbst abgespalten. *Spaltkopf* ist nicht nur Erzählinstanz, sondern auch der (kursiv verschriftlichte) Ort dieses verdrängten Wissens: „*Ich kenne das Schreckliche. Es gehört ihr; aber sie hat es mir gegeben: und was ich erhalte, gebe ich nicht mehr her*“ (SK: 41). Die Unmöglichkeit, sich der eigenen Vergangenheit zu stellen, führt bereits früh zu einem distanzierten Verhältnis von Ada und ihrem Sohn Eduard, der später in die USA emigriert. Auch im „offenen westlichen Raum“ können sie diese emotionale Distanz nicht überwinden: „Die Grenze zwischen ihr und ihrem Sohn ist nicht gefallen“ (SK: 99).

Indem sich die Ich-Erzählerin kontinuierlich zwischen der Perspektive der kindlich-unwissenden Mischka und einer rückblickenden, wissenden Position bewegt, werden die Grenzen zwischen verschiedenen *Welten*, wie jener des verdrängten Jüdischen, des zurückgelassenen und/oder konservierten Russischen und des *Westens*, an denen sich die einzelnen Familienmitglieder stoßen, beweglich. Insbesondere in der durch intertextuelle Referenzen auf Figuren der russischen, hebräischen/jüdischen, deutschen und griechischen Mythologie geprägten Erzählweise werden die Überlagerungen all dieser *Welten* deutlich. Aus der griechischen Mythologie treten Orpheus und Eurydike neben dem Golem und Dibbuk aus der jüdischen Mythologie auf. Figuren aus deutschsprachigen Märchen, wie etwa *Schneewittchen*, *Rotkäppchen*, *Rapunzel*, *Hans im Glück*, *Hänsel und Gretel* (Gebrüder Grimm) und *Das kalte Herz* (Wilhelm Hauff) tummeln sich zwischen Figuren aus russischen Märchenerzählungen, wie die Hexe *Baba Yaga*, die *Herrin des Kupferbergs*, das *Schneemädchen Snegurotschka* und *Kostschej, der Unsterbliche* (Alexander N. Afanassjew). Auch das Märchen *Die Schneekönigin* des dänischen Autors Hans C. Andersen spielt eine zentrale Rolle. Die Verwendung von „Märchen-Intertexte[n]“ (Schwaiger 2013: 142) in der Erzählweise des Romans – das, was hier als Überlagerungen bezeichnet wird – kann als magischer Realismus (ebd.: 151) oder „Myth as language“ (Reiter 2014) verstanden werden. „Durch die Vermischung von realen und fiktiven Elementen bilden sich ‚Zwischenräume‘ heraus“ (Schwaiger 2013: 151), durch welche ein komplexeres und vielschichtigeres Bild der Welt gezeichnet wird (vgl. ebd.: 152). Insbesondere die weiblichen Figuren (Mischka, Laura und Ada) werden durch intertextuelle Bezüge zu Märchenfiguren charakterisiert (ebd.: 144). Besonders prägnant ist in diesem Zusammenhang nicht nur die Beziehung zwischen Mischka und ihrer Mutter Laura, die durch die Verbindung der Märchen *Schneewittchen* und *Die Herrin des Kupferberges* erzählt wird (siehe hierzu Schwaiger 2013: 142ff.), sondern auch jene zwischen Mischka und Baba Sara und der sie verbindenden Figur *Baba Yaga*. Diese Märchengestalten sowie die Figur des *Spaltpopf* werden in die Analyse des Motivs der Transformation im folgenden Kapitel vertiefend eingebunden.

„Die Emigration ist ein langwieriger Prozess, der widersprüchlich, nämlich abrupt, beginnt [...]. Der Emigrant bricht auf, als Hans im Glück in die Welt zu ziehen, und landet in einem ganz anderen Märchen.“ (SK: 45)

5.4 Transformationen

Der Roman SK ist von vielfältigen Veränderungsprozessen geprägt, die weder chronologisch noch linear erzählt werden, sondern durch Sprünge und Brüche auf der Raum-Zeit-Ebene sowie im Handeln der Figuren charakterisiert sind. Zugleich gibt es immer wieder erzählerische Momente, in denen sich vermeintlich getrennte *Welten* und Raum-Zeit-Erfahrungen überlagern und ineinander über gehen.

Den Flug von St. Petersburg/Leningrad nach Wien, den ihre Eltern als Urlaubsreise tarnen, erlebt Mischka nicht als langsamen Übergang in ein neues Leben, sondern als *Sprung* von einem Punkt zum anderen (vgl. den Titel der „Lektion 3“: „*Sprung. Satz. Schnitt*“, SK: 9, Herv. i. O.). Bevor die (physische) Trennung von der Familie in Russland endgültig vollzogen wird, beschreibt die Ich-Erzählerin (in Retrospektive) einen kurzen Moment des zeit-räumlichen Verschwimmens, als sie sich von ihrer Großmutter Baba Sara verabschiedet: Sie „ist mir so ähnlich, dass ich bereits mit sieben Jahren weiß, wie ich mit fünfundsechzig aussehen werde. Kurz nähert sich die Vergangenheit der Zukunft an, wandern ich als ihre Erinnerung, sie als mein Zukunftsbild aufeinander zu. Die Zeit flirrt. Wenn wir uns berühren, löschen wir uns wie zwei einander entgegenrollende Wellen aus“ (SK: 24). Die besondere Verbindung Mischkas und Baba Saras wird, nicht zuletzt aufgrund ihrer räumlichen Trennung, insbesondere über die Märchenfigur Baba Yaga erzählt, die Mischka über den gesamten Verlauf der Erzählung hinweg begleitet. Baba Yaga, „die mit ihrem Häuschen auf Hühnerbeinen durch die Sümpfe zieht“ (SK: 25), ist, neben der Herrin des Kupferberges und Spaltkopf, eine der „Geschichten, mit denen ich gewachsen bin, die mich Abend für Abend in die Zukunft begleitet haben“ (ebd.). Aus der Perspektive des Kindes mag die Zukunft vielleicht nur der nächste Morgen gewesen sein – in ihrer Position als erinnernde Ich-Erzählerin ist sie selbst *die Zukunft* ihrer eigenen Erzählung. Baba Yaga ist eine populäre Figur russischer Folklore und, entgegen ihrer gängigen englischen Übersetzung als ‚Hexe‘, eine menschliche Frau mit besonderen Kräften, die, je nach Erzählung variierend, als ‚Bösewicht‘ oder als Helferin des*der Held*in auftritt (Fialkova 2016: 606). Für die Ich-Erzählerin Mischka wird sie zu einer Figur, die ihr in all ihren widersprüchlichen Emotionen und affektivem Handeln eine kontinuierliche Orientierung gibt – gerade durch ihre Uneindeutigkeit.

Diese *erste Immigration* wird für Mischka zum Balanceakt (SK:83). Die aufreibende Zeit der Ankunft in Wien in einem heruntergekommenen Hotel am Wiener Gürtel gleicht Mischka einem *neuen Spiel* (SK: 56). Dieses Spiel beschreibt die Ich-Erzählerin, indem sie ihre räumliche (wirklichkeitsbezogene) Umgebung, die Alserbachstraße in Wien, mit fiktiven Elementen aus dem Märchen *Die Schneekönigin* durchwirkt: „Im Park errichte ich meinen privaten Palast aus abgasgrauen Eisplatten [...]. Ich bin mir Kai und Schneekönigin in einer Person. Rund um mich zersplittert ist meine Welt, und nun sitze ich da, um die Spiegelstückchen zusammenzufügen, und scheitere unentwegt aufs Neue. Das letzte Teilchen steckt in meinem Auge“ (SK: 56f.). Der zerbrochene Spiegel der Schneekönigin im Märchen von Hans C. Andersen (2016: 22) hat die Eigenschaft, „dass alles Gute und Schöne, was sich darin spiegelte, fast zu Nichts zusammenschwand, aber das, was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, das trat hervor und wurde noch ärger“. Als er zerbricht und sich über die Welt verteilt, trifft den jungen Karl (Kai) eine der körnchengroßen Scherben ins Auge und eine ins Herz. Alles, was ihm bis dahin wichtig und lieb war, erscheint ihm nun schlecht und fehlerhaft und er folgt der Schneekönigin in ihren Eispalast. Während er dort langsam erfriert, ohne es zu merken, „legte [er, C.S.] Figuren, die allerkünstlichsten; das war *das Eisspiel des Verstandes*. In seinen Augen waren die Figuren ganz ausgezeichnet und von der höchsten Wichtigkeit; das machte das Glaskörnchen, welches ihm im Auge saß! Er legte ganze Figuren, die ein geschriebenes Wort waren, aber nie konnte er es herausbringen, das Wort zu legen, was er gerade haben wollte, das Wort ‚Ewigkeit‘“ (ebd.: 63; Herv. C.S.). Nur wenn er dieses richtig legt, bekommt er von der Schneekönigin seine Freiheit zurück. Indem Mischka sich als Kai und Schneekönigin in einem erzählt, verweist sie auf die Widersprüchlichkeiten des Ankommens in einer *neuen Welt*, die ihr Freiheit verspricht und unüberwindbare Hürden stellt; eine Welt, der sie um jeden Preis zugehörig sein will, während sie den Verlust ihres früheren Lebens – den Luxus des Kindseins (SK: 49) – nicht überwinden, nur verdrängen kann. Das Versprechen der Freiheit wird zur ewigen Selbstlüge, ein langsames Erfrieren im Eispalast des Kapitalismus.

Während sie kurz nach der Ankunft in Wien in den Briefen und Gedanken an ihren Kindheitsfreund Schenya noch eine Verbindung zu ihrem früheren Leben in St. Petersburg zu haben glaubt, weiß ihre Mutter Laura bereits, dass diese unbeantwortet bleiben werden (siehe Kap. 5.3). Ihre Auseinandersetzung um die Sehnsucht, zwi-

schen Festhalten und Loslassen, wird unter Bezugnahme auf die griechischen Sagen von Orpheus und Eurydike (sie verlieren sich bei ihrer Rückkehr aus der Unterwelt für immer) und Penelope und Odysseus (ihre Liebe übersteht die langen Irrfahrten des Odysseus) durch die Verwendung direkter Rede besonders hervorgehoben. Laura soll schließlich recht behalten, und Mischka kappt jede Verbindung nach Russland (SK: 65). Der Quereinstieg in die Volksschule ist ein „Sprung ins kalte Wasser per Arschtritt“ (SK: 75). Mit Ausgrenzung konfrontiert, findet sie schnell Wege, sich selbst von ihren Klassenkolleg*innen zu distanzieren, allem voran durch das schnelle Erlernen und Perfektionieren der deutschen Sprache (ebd.). Dies beschleunigt auch den Prozess der Entfremdung von ihrem früheren Leben in Russland. „Die Kontinentaltafeln, auf denen ich mit je einem Bein stehe, driften auseinander und ich stelle bedauernd fest, keine Meistern des Spagats zu sein“ (SK: 80).

Indessen setzt bei Lev eine entgegengesetzte Veränderungsbewegung ein. Mit der Genehmigung des permanenten Bleiberechts in Österreich holt ihn ein „Heimweh [ein, C.S.], das ihn zeitlebens nicht mehr verlassen wird. Es flüstert ihm täglich zu, dass er sich hier ja noch in greifbarer Nähe zu den Seinen zu Hause befinde“ (SK: 74f.). Er beginnt, in Wien, das niemals sein Zuhause werden wird²⁴, nach Ähnlichkeiten zu St. Petersburg zu suchen (SK: 74); die erste Wohnung der Familie sieht aus, „wie aus St. Petersburg geschnitten“ (SK: 80). Er selbst ist jedoch unfähig, diesen Gefühlen zu begegnen, „er bohrt seine Finger in die Tränensäcke und schiebt sie hin und her. Sie geben ihren Inhalt nicht preis“ (SK: 49). Mischka entfernt sich unterdessen mehr und mehr von der *Welt* ihrer Familie, die durch die innerfamiliären Konflikte ins Wanken gerät: „Das Leben beginnt an Farbigkeit zu verlieren. Jemand muss es zu heiß gewaschen haben“ (SK: 84). Von *Spaltkopf* erfährt der*die Leser*in von der zunehmenden Distanz zwischen den Eltern Mischkas, die sich emotional von sich selbst und voneinander entfernen. Lev kann sich in Wien zwar als Künstler etablieren, erkrankt jedoch an Depression (SK: 84), während Laura damit kämpft, ihre eigene künstlerische Karriere opfern zu müssen, um ihren Mann mit einem Job als Schmuckemailzeichnerin unterstützen und die Familie finanziell absichern zu können (SK: 91). Sie sehen *den Untergang* langsam kommen (SK: 84), *die Kluft* zwischen

²⁴ In seiner Bedeutung als neutrales Transitland nach 1945 war die Niederlassung jüdischer Emigrant*innen in Österreich weder üblich, noch besonders gern gesehen, wie Julya Rabinowich (2015) in derStandard anhand eigener Erfahrungen erzählt.

ihnen wird schließlich so groß (SK: 125), dass sie, wie durch eine *neblige Wand* voneinander getrennt (SK: 127), keine Nähe mehr zueinander zulassen können.

Mischka zieht sich unterdessen „in fremde[n] Sphären komplizierter phantastischer Romane [zurück, C.S.], die alle Helden ohne Eltern aufweisen“ (SK: 83), was sich ebenfalls als Hinweis auf die emotionale Instabilität des Familiengefüges verstehen lässt, das der Ich-Erzählerin keinerlei Unterstützung bietet in den Veränderungsprozessen, mit denen sie sich selbst konfrontiert sieht. „So wie mich zuvor das Heimat- und das Immigrationsland zum Balanceakt zwangen, begehe ich nun eine Gratwanderung zwischen den Welten der Erwachsenen und der Jugend. Der Duft erwachender Sexualität weht schwach in meine Gefilde. Diese zweite Immigration trete ich lieber gar nicht erst an [...], ich kralle mich am Rand der Kindheit fest [...] und warte auf die helfende Hand, die nicht kommt. Also komme ich auch nicht“ (SK: 83). Insbesondere Levs Unfähigkeit, mit den Gefühlen von Verlust und Unsicherheit umzugehen, drückt sich in der Unterdrückung jeglicher Entwicklung Mischkas, die mitten in der Pubertät steckt, aus (siehe auch Kap. 5.2). Weertje Willms (2012: 133) beschreibt in einer vergleichende Analyse der Familienkonstellationen in literarischen Texten russischer Migrant*innen und ihrer Nachkommen (u.a. auch in SK), dass insbesondere die Figuren der Väter „auf scheinbar ‚altbewährte‘, konservative Konzepte zurückgreifen, was eine häufige Reaktion auf Verunsicherung und äußere Instabilität ist.“ Dies wird verstärkt durch den Tod seiner Mutter Baba Sara, der Mischka mit zunehmendem Alter immer ähnlicher wird. „*Er klammert sich an ihr Ebenbild, als wollte er die Mutter mit der Tochter heraufbeschwören. Er wird wütend, weil es ihm nicht gelingt. Aus dem Mädchen sieht ihm eine andere Welt entgegen*“ (SK: 95f.). Mischka begehrt unterschwellig dagegen auf, die heraufbeschwörte Ähnlichkeit mit Baba Sara ist dabei Hemmnis und Macht zugleich. Sie wechselt von der Schule mit Russisch als Fremdsprache an eine konservative Mädchenschule. In diesem „weiblichen Kosmos“ fühlt sie sich gut aufgehoben, ihr „Deutsch wird langsam das einer Klassenbesten“ und sie steigt zum „Alphamännchen“ im Klassengefüge auf (SK: 93). In der Bild- und Wortwahl stellt sie eine Analogie zur Beschreibung des Status ihrer beiden Großmütter innerhalb des Familiengefüges her, welche auf die Rolle der Nachfolgerin, die Mischka in dieser matriarchalen Dynastie antreten wird (vgl. SK: 93; Kap. 5.2), verweist. „Beide Großmütter waren Urgewalten. Ich bin das Kind zweier Kindverbliebenen. Ich soll erwachsen werden“ (SK: 99).

Mischka und ihre Familienmitglieder können die Veränderungen, die die *Immigrationserfahrungen* (von Russland nach Wien, von der Kindheit in die Welt der Erwachsenen) mit sich bringen, weder akzeptieren, noch aufhalten. „Wir bekriegen einander und gleichzeitig die Außenwelt“ (SK: 91). Trotz der zunehmenden Entfremdung aufgrund fehlender Kommunikation sind sie „[i]n der Fremde [...] durch Angstbände aneinandergefesselt“ (SK: 72) – festgehalten durch *Spaltkopf*. Die Geburt von Mischkas Schwester Magdalena verändert die Kräfteverhältnisse innerhalb der Familie erneut. Sie „spaltet die Familie in zwei Lager: Meine Mutter favorisiert meine Schwester, die ihr jetzt näher steht und ihr Bedürfnis nach Nähe befriedigt. Mein Vater entscheidet sich für mich. (...) Großmutter Ada (...) ergreift die Partei meiner Mutter und bringt damit das System zum Kippen. Bei mir macht sie eine Ausnahme. Ich bin und bleibe ihre Lieblingsenkelin, vor allem, nachdem sich herausstellt, dass meine Schwester behindert ist“ (SK: 111). Während Laura im Wiener AKH das Kind zur Welt bringt, ist Mischka mit Lev im Wiener Wald spazieren, wo sich dieser erstmals seiner Tochter gegenüber öffnet: „Ich habe mir bis gerade eben gar keine Gedanken darüber gemacht, was mein Vater eigentlich getan hat, bevor er mein Vater wurde. Für mich existiert er erst ab seiner Berufung zu dieser anspruchsvollen Tätigkeit“ (SK: 102). Eine Herde Ziegen, der sie unterwegs begegnen, regt eine lang verdrängt Kindheits Erinnerung an; auch die Bedeutung dieser Szene wird durch ihre Länge (SK: 100-106) und die stellenweise Verwendung direkter Rede hervorgehoben. Lev erzählt von seiner Aufgabe als Ziegenhüter des Dorfes, die er von seinem verstorbenen älteren Bruder übernimmt. Eine Unachtsamkeit führt dazu, dass einige der ihm von den Bewohner*innen des Dorfes anvertrauten Ziegen verunglücken, ein Skandal, der seiner Familie Geldsorgen verursacht. „Lev beschließt, niemals wieder unachtsam zu sein, vor allem niemandem gegenüber, der ihm anvertraut worden ist. [...] Ich bin sprachlos. Mein Vater begeht Fehler. Mein Vater hat sogar vollständig versagt!“ (SK: 106) Während Lev Zeit seines Lebens an seinen unmöglichen Ansprüchen scheitern wird, ist dies für Mischka ein Moment aufkeimender Handlungsmächtigung.

Das neue Familienmitglied Magdalena wird sogleich von *Spaltkopf* ein- und aufgenommen. So, wie Mischka und ihren Cousins bereits im Kindesalter mit dem Spaltkopf gedroht wird – „[w]enn ihr nicht unter der Decke verschwindet, dann schwebt er über euch und frisst eure Gedanken“ (SK: 21) – lernt auch Magdalena ihn kennen:

„Wenn du dich nicht benimmst, kommt der Spalkkopf!“ (SK: 113) *Spalkkopf* dokumentiert ihre ersten Schritte im auseinanderbrechenden Familiengefüge und baut durch die Raumerfahrung Magdalenas einen Spannungsbogen auf, der bereits auf zukünftige lebensverändernde Zäsuren in der Geschichte der Figuren hindeutet: *„Es fällt ihr schwer, sich zurechtzufinden. [...] Die Dunkelheit der Wände, der Nebel, der durch die Räume zieht, sich nach oben hin verdichtet, als würde sich unter den Lustern ein Gewitter sammeln, das niemals losbricht. Im Halbdunkel scheint sich etwas zu bewegen, aufmerksam, hungrig. [...] Die Härchen auf ihrem Arm stellen sich auf, weisen in seine Richtung, wenn er vorüberzieht. [...] Sie vermeidet den Blick nach oben, dort, wo mein ruhiger Blick herkommt“* (SK: 110). Durch den Perspektivwechsel in diesem Einschub tritt *Spalkkopf* als Chronist (Ich-Erzählinstanz) und als „ein privates Ungeheuer, auf meine Familie angesetzt, maßgeschneidert“ (SK: 26), gleichermaßen auf. *Spalkkopf* ist das Familiengedächtnis, in dem alle Erinnerungen, vergangene und neue, versammelt sind, auch und insbesondere jene, die die einzelnen Familienmitglieder versuchen, zu verdrängen – ein heimsuchendes Ungeheuer. Die verdrängten Erinnerungen und Gefühle werden für alle zunehmend untragbar. Wie schon die finanzielle Absicherung der Familie, fällt auch die Versorgung Magdalenas allein Laura zu, während Lev jegliche Lebensenergie abhanden kommt. „Mein Vater ist nicht länger allmächtig. [...] Sprachlosigkeit breitet sich aus [...], uns allen geht die Luft aus. Wenn keine Taten mehr bleiben, fehlen die Worte. Wir verstummen“ (SK: 116). Das Verstummen, Schweigen und die Stille sind auch in RJ ein prägnantes Motiv für Transformationsprozesse, die den Figuren ihren Handlungsspielraum entziehen. In SK drückt sich Sprachlosigkeit zudem im Verlust der Erstsprache und dem Zurechtfinden in einer neuen Sprache aus, was zugleich Einfluss auf Fragen der Zugehörigkeit und Identität aufwirft (s.o.; Kap. 5.2 und 5.3 in Bezug auf das Jiddische).

Mischka unternimmt weitere Versuche, aus dem Familiengefüge auszubrechen. Ein Ventil findet sie im Schreiben von Geschichten, im Ausleben starker Emotionen und sexuellen Selbsterfahrungen. „Ich werfe alles durcheinander und in einen bodenlosen Topf: Sexualität, Trieb, Angst, alles köchelt vor sich hin, während ich als Baba Yaga in meinem Kessel rühre“ (SK: 133). Dann geschieht, was sich bereits lange angebahnt hat: Lev kehrt nach Russland zurück. Die Ich-Erzählerin weiß, dass sie ihn nicht mehr wiedersehen wird. Mit seinem Abschied setzt eine tiefgreifende Veränderung bei ihr ein: „Ich schiebe seinen Koffer auf den Gang hinaus. Ich schiebe meine

Gefühle hinterher [...]. Ich demonstriere meine neue Überlegenheit. Die Stärke einer Frau, die ihren Vater nicht mehr braucht“ (SK: 131). Es ist jedoch kein Gefühl der Befreiung, das die Ich-Erzählerin beschreibt, sondern vielmehr ein Drang, dem Verlassenwerden mit erwachsener Gleichgültigkeit zu begegnen, um den Verlust des Vaters und der Kindheit ertragen zu können. Das erste Mal Sex mit Franz ist nicht nur ein Auflehnen gegen die patriarchale Autorität des Vaters, sondern wird von *Spaltkopf* symbolisch als Kampf um das Ankommen in der *Fremde* erzählt (SK: 133f.). Kindheit und Erwachsenwerden, das alte und das neue Zuhause überlagern sich in der Raumbeschreibung und in intertextuellen Referenzen: *„Ein neuer Geruch mischt sich mit den Düften der Umgebung, frischer Stoff für den Chronisten. Die Tapeten über dem Bett sind mit Wandmalereien verziert, Elfen, Feen, die ganze Grimm'sche Versammlung. Daneben auf dem Holzregal Dostojewski und Tolkien. Vor kurzem erst sind die Kuscheltiere verschämt in eine Kiste geworfen worden. Auf ihrem Schreibtisch liegen halbgeöffnete Bücher, Malblöcke, ein Schminkkästchen. Daneben eine angebrochene Packung Vaginaltabletten“* (SK: 133).

Kurz nach seiner Rückkehr nach Russland stirbt Lev. „Der Trompetenstoß, mit dem der Untergang unserer Welt beginnt, verwandelt sich in ein harmloses Telefonklingeln“ (SK: 134). Der Tod kommt unerwartet und das Szenario des Todes von Baba Sara wiederholt sich: „Er hat sich ins Grab seiner Mutter verdrückt, ohne uns um Erlaubnis zu fragen. In Mütterchen Russlands erdige Arme. Keiner von uns kann an seiner Beerdigung teilnehmen“ (SK: 136). Der Tod ihres Vaters stürzt Mischka in tiefe Depressionen, sie verbringt die meiste Zeit bei Franz und zieht sich ins Wiener Nachtleben zurück (SK: 139f.). Diesen widersprüchlichen Transformationsprozess zwischen Freiheitsdrang und Verlust sowie Trauer beschreibt die Ich-Erzählerin durch die Referenz auf das Märchen vom Schneemädchen (Snegurotschka), das durch die vergleichsweise ausführliche Erzählung als besonders bedeutsam hervorgehoben wird (SK: 137f.). Es erzählt von einem Kind, das von seinen (bis dahin ungewollt kinderlosen) Eltern aus Schnee geformt und zum Leben erweckt wird. Das friedliche gemeinsame Leben verändert sich nach dem Winter; das Schneemädchen droht in den warmen Sonnenstrahlen des Frühlings zu schmelzen, weshalb die Eltern ihr verbieten, über den Sommer das Haus zu verlassen. Als eines Abends ein Fest im Dorf gefeiert wird, geht das Mädchen doch hinaus. „Ein Feuer wird entzündet. Mädchen und Jungen springen über die Flammen. Das Schneemädchen will

nicht kneifen, springt und löst sich in ein Dampfwölkchen auf. No risk, no fun. Manchmal sehen die alten Bauersleute ihr Eiskind noch als Regenbogen über ihrer Hütte stehen“ (SK: 137f.). Der Versuch, das eigene Kind ‚einzusperren‘, um es vor einer Welt zu schützen, die sie selbst fürchten, erinnert an die erzählerische Darstellung der ersten Jahre in Wien und das Verhalten von Ada, Laura und insbesondere Lev. Die Ich-Erzählerin ist nun bereit, sich „die alte Haut ab[zu]ziehen, eine Maske, hinter der mein parentief reines Gesicht auf mich wartet. Ich mache mich auf in die Welt hinter dem Spiegel“ (SK: 140) – ein Schritt in die Konfrontation mit den eigenen (und ‚vererbten‘) Ängsten. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erfordert die ständige Rückversicherung der Gegenwart, bildhaft erzählt durch Mischkas neuen Zwang, ständig in den Spiegel schauen zu müssen. Der Blick in den Spiegel ist der Blick in die eigene Gegenwart und Vergangenheit zugleich (SK: 176f.).

Auch das Zusammenleben von Laura und Ada, die ihre Trauer unterdrücken (SK: 143), verändert sich. Während Laura mit Schlafproblemen kämpft, „*verschanzt [Ada, C.S.] sich im Stephansdom zwischen den Wiener Gläubigen*“ (SK: 142). Die Einschübe *Spaltkopfs* nehmen an Länge zu, beide werden von verdrängten Erinnerungen an den unerwarteten Tod ihres jeweiligen Vaters eingeholt: „*Alle Männer stehlen sich davon, ohne sich zu verabschieden. [...] Die Alte ist zufrieden: Alles geht den vorgezeichneten Weg. Nachts besucht sie der Schatten des Schreckens, den sie an ihre Tochter weiterreicht. [...] Das stille Kind [Magdalena, C.S.] wird noch stiller. [...] Sie weiß, dass ich hier bin. Dann setzt sie sich vor den ausgeschalteten Fernseher [...] und zählt bis drei. Die Mutter jagt sie mit hysterischem Geschrei hinaus, wenn sie sie dabei erwischt*“ (SK: 144). Die Zahl Drei schließt an die kryptischen Wiederholungen der Phrasen *Spaltkopfs* an: „*Die Zahl ist das Wort und das Wort ist das Wissen und das Wissen ist Macht*“ (u.a. SK: 41, 109) und „*Wessen Vaters Tochter bin ich?*“ (u.a. SK: 41, 48, 142). Die *Weitergabe des Schreckens* verweist auf ein intergeneracionales Trauma, das von der Großmutter an ihre Tochter Laura und von Laura an Mischka weitergegeben wird. Die Bedeutung der matrilinearen Nachfolge (siehe hierzu ausführlicher Rybalskaya 2016) wird auch durch das Bild der Nabelschnur an mehreren Stellen hervorgehoben: Mischka und Laura „*zittern an beiden Enden der Nabelschnur*“ (SK: 92) als Mischka erste eigene Schritte in das neue Leben in Wien setzt und „*[d]ie geringelte Nabelschnur dehnt sich*“ (SK: 137) geradezu, als sie sich nach dem Tod ihres Vaters in ihrer Depression weiter aus dem Familiengefüge

zurückzieht. Mit dem Tod von Lev schließlich *hat das Matriarchat gesiegt* (SK: 145) – und *der Eiserne Vorhang ist gefallen* (SK: 146.). Durch die Ähnlichkeit des Satzbaus und die militärische Ausdrucksweise – „Das Matriarchat hat gesiegt“ (SK: 145) als Satzsatz des einen Kapitels und „Der Eiserne Vorhang ist gefallen“ als Einstieg des nächsten – wird eine unmittelbare Analogie auf der symbolischen Ebene der Ereignisse hergestellt. Die Möglichkeit, wieder „Ostblockboden“ (SK: 146; Kap. 5.2) zu betreten, konfrontiert die Ich-Erzählerin mit einem abgestoßenen Teil ihres Selbst. Die „Fluten der Vergangenheit“ überwältigen Mischka, „[d]as Ineinanderströmen von Ost und West hat gerade erst begonnen. [...] Ich bewege mich an der Schnittkante der Mauerreste“ (SK: 148).

Das Ineinanderströmen von *Ost* und *West* und das Ineinanderströmen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verändern auch Mischkas eigene Handlungsfähigkeit und den Bezug zu sich selbst. Dies wird erzählerisch zugespitzt in der Schwangerschaft Mischkas und der Geburt ihres Kindes. „Zum ersten Mal empfinde ich das Kind in mir als selbstständiges Wesen, das etwas will und in Gang setzen kann. [...] Der Schädel meines Kindes kracht gegen meinen Beckenknochen. [...] Ich muss meine Tochter erst mitteilen, um sie begreifen, empfinden zu können. Die Welt ist brüchig. Erst was ich sage, existiert. Am Anfang war das Wort. [...] Ich werde eilig zugenäht [...]. Der Spalt ist geschlossen“ (SK: 158f.). Für Mischka beginnt damit eine zirkuläre Transformationserfahrung. Mit der Geburt ihrer Tochter und dem Tod ihrer Großmutter reiht sie sich endgültig in das Familienmatriarchat ein. „Wieder ist die Familie, wie es sich gehört: Mutter, Tochter, Enkelin“ (SK: 175) – die viel beschworene Zahl Drei. Dadurch öffnet sich ein Zugang zu einem lang verdrängten Teil ihrer eigenen Geschichte: „Das alte Ich erwacht“ (SK: 160). Sie beginnt, auf Russisch zu träumen. „Seit über fünfzehn Jahren habe ich Russland gemieden, nun steht es blöde glotzend vor mir“ (SK: 160). Ada liegt unterdessen mit Herzproblemen im Sterben. Kurz vor deren Tod fällt Mischka durch Zufall ihr Pass in die Hände, der den eigentlichen Namen und die jüdische Herkunft ihrer Großmutter enthüllt: Rahel Israilowna (SK: 165). Sie kann ihre Großmutter nicht mehr dazu befragen; Ada ist ins Koma gefallen. *Spaltkopf* gibt im darauffolgenden längsten Einschub der Erzählung ihr wohlgehütetes Geheimnis preis – das traumatische Erlebnis der Ermordung ihres Vaters im Zuge antisemitischer Pogrome, bei der sie selbst nur knapp dem Tod entgeht. Auch hier spielt das Motiv der Stille/des Schweigens in Gegenüberstellung zum

Sprechen (können) eine entscheidende Rolle. Erst der Aufschrei ihrer Mutter verrät die Familie, die sich in einer Scheune versteckt hat, woraufhin Adas Vater erschossen wird. Während sie ihre Mutter zeitlebens dafür verachten wird (SK: 171), rettet Adas eigenes schrilles, durchdringendes Schreien (SK: 169) die beiden, die Soldaten senken die Gewehre und lassen Ada und ihre Mutter schließlich lebend zurück: „*Lass die Judenweiber, komm*“ (SK: 170). Der Anblick des ermordeten Vaters markiert den Beginn von *Spaltkopf*: „*Sie fühlt ein Bersten in sich. Eine Zersplitterung. Ein Ablösen. Es fällt von ihr ab in tausend Bruchstückchen. [...] Ein Sog, mit eigenem Schwerpunkt, ein Zusammenfließen, ein Auffangen. Sie willigt stumm ein. Sie wird in eine warme Schutzhülle geschweißt. [...] Sie holt Atem und überlässt sich dieser Schwerelosigkeit, die ich ihr nun für immer verspreche*“ (SK: 171). Anna Rutka (2018) hat dies in einer Analyse des „postsowjetischen Traumas“ in SK unter Bezugnahme auf Aleida Assmann als „ausgelagertes Gedächtnis“ (ebd.: 61) beschrieben. Um sich von der eigenen Angst abzuspalten, spaltet Mischkas Großmutter sich vom eigenen Leben ab. Die jüdische Herkunft wird zum „*tödlichen Makei*“ (SK: 171), den sie von nun an verleugnet. „*Sie ändert den Namen ihres Vaters, der sie verraten hätte, von Israil in Igor. Sie nennt sich Ada. Nicht Rahel. Sie hängt sich ein Kreuz um*“ (SK: 171). Der Preis der Unterdrückung der Angst ist die Unterdrückung jeglicher Gefühle. *Spaltkopf* nimmt „*ihr ihren Schmerz [...], ihre Freude und ihr Begehren*“ (SK: 171) – und ihre Kinder. Dies ist wiederum eine Referenz auf das Märchen *Rumpelstilzchen* und verweist auf den intergenerationellen Einfluss des Traumas auf die Familienbeziehungen.

Mit dem Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘ werden auch auf der gesellschaftlichen Ebene die Karten des *Spieles* neu gemischt: „Durch die entstandene Lücke sickern Menschen in den Westen, hungrig, ängstlich, hoffnungsfroh. [...] Die schon lange in Europa leben, bedauern jene, die nun nach Israel ziehen [...]. Die Neuamerikaner bedauern jene, die das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nie betreten haben [...]. Die in Israel leben, verachten die, die zu feige waren, die eigentliche Heimat zu betreten. Sie alle verstehen die nicht, die in Russland geblieben sind. Man belächelt sie wie einen alten Kettenhund, den man von der Kette schnitt und der trotzdem in seiner Hundehütte Zuflucht sucht“ (SK: 181f.). Mischka verspürt den Drang, eine Reise nach Russland zu machen und das Grab ihres Vaters auf dem „verfallenen jüdischen Teil des Friedhofs“ zu besuchen (SK: 182). Die Ich-Erzählerin erzählt dies als

Wunsch, in der Gegenwart anzukommen, indem sie in die Vergangenheit zurückgeht: „Jetzt, wo ich eine Wohnung gefunden habe [...], hoffe ich, meine Spiegelsucht einzudämmen, wenn ich durch den großen Spiegel meiner Kindheit gehe“ (SK: 183). Dieser Prozess und die Gefühle von Irritation und Entfremdung, die er in Mischka auslöst, wird räumlich-bildhaft beschrieben: „Wien zerfällt hinter mir, noch bevor wir abgehoben haben“ (SK: 183). Die Ankunft in St.Petersburg fühlt sich für die Ich-Erzählerin an, als hafte „die Erde schmatzend mit ihrem ganzen unerträglichen Gewicht“ an ihren Füßen und als müsse sie sich „Mütterchen Russland“ mit aller Kraft entwinden (SK: 185). Die Beschreibung der Stadt spielt mit Gegensätzen, „[d]ie Menschen [...] lachen mich an, manche lachen mich aus“; die prachtvollen Luster der Metro stehen dem heruntergekommenen Winterpalast gegenüber; gut besuchte Imbissbuden mit völlig leerer Theke neben solchen, die „ausgiebig bestückt mit Leckereien verschiedenster Art [sind, C.S.], dafür aber ohne einen einzigen Kunden“ (SK: 187). Sich selbst als irritiertes *Westkind* (SK: 187) beschreibend, verhandelt die Ich-Erzählerin auf diese Weise verschiedene Dimensionen von Überfluss und Mangel, die sich nicht einfach in die (märchenhaften) Kategorien von *Gut* und *Schlecht* einteilen lassen.

In der Wohnung ihrer Tante Ljuba sieht sie das erste Mal seit ihrer Kindheit ihre Verwandten wieder: „Sie stellen sich nicht vor, weil sie annehmen, dass ich sie alle kenne. Sie imprägnieren mich mit ihrem Geruch und ihrer Geschichte. Mir schwindelt es. Ich schäme mich für den leichten Ekel, der in mir aufsteigt“ (SK: 189). Auf beiden Seiten stehen Erinnerungen an eine vergangene Vertrautheit neben Irritation und enttäuschte Erwartungen. Letztere entladen sich, als Mischka in Begleitung von Ljuba das Grab ihres Vaters besucht, eine Konfrontation verletzter Gefühle, die wiederum in direkter Rede ausgetragen wird und einen lang unterdrückten Konflikt zwischen Ljuba, die zurückgeblieben ist und Mischka, die gegangen ist und sich nicht mehr gemeldet hat, entlädt. Die Bedeutung dieser Konfrontation für Mischkas Transformationsprozess wird symbolisch durch das Zurücklassen des Taschenspiegels am Grab des Vaters hervorgehoben. Die letzte Station von Mischkas Reise ist die Kommunalwohnung, in der sie aufgewachsen ist (SK: 193-202). Auch hier wird mit der beweglichen Kontrastierung von Überfluss und Mangel gespielt. Während das Zimmer ihrer damaligen Nachbarin Tante Musja zu Beginn der Erzählung aus der Perspektive der kindlichen Mischka als ein Reich des Überflusses, als „rauschige Nip-

peshöhle, bis an die Decke vollgestopft mit Geschenken [...], von einer kleinbürgerlichen Behaglichkeit, die uns fremd ist“, mit Himmelbett und Porzellanfiguren (SK: 29), beschrieben wird, bietet sich der erwachsenen, zurückgekehrten Mischka ein anderes Bild. „Das Zimmer ist immer noch voller Nippes, aber ich bin erschlagen von seiner Dürftigkeit und Enge, die mir als Kind nie aufgefallen sind“ (SK: 198). Ihre Kindheitsfreundin Lenka kann oder will Mischka nicht erkennen und wirft sie aus der Wohnung. Mit dem Zufallen der Tür verschwindet Mischkas „Kindheit mit einem dumpfen Schlag“ (SK: 201). Mit der Rückkehr nach Russland, zum jüdischen Friedhof und in die Kindheit enden der Roman und die Odyssee Mischkas in der Wohnung Ljubas. Die Konfrontation mit diesen Orten, die zugleich wichtige Stadien ihrer multidirektionalen und vielschichtigen Transformation symbolisieren, schließt einen erzählerischen Kreis. Sie steht alleine am Fenster und blickt „lange in die Leere des Außenbezirks. Eine Skyline aus roten Blinklichtern und Fabrikschloten. So bin ich das letzte Mal hier gestanden, einen Becher voll Kindersekt in der Hand. [...] Aus dem spiegelnden Fensterglas blickt mich ein seltsames Gesicht an. [...] Ich erkenne ihn sofort. Den Spaltkopf“ (SK: 203). Dies schließt an ein Gespräch mit ihrer Mutter Laura ganz zu Beginn der Erzählung über den unsichtbaren, seelenaussaugenden Spaltkopf an: „Kann man denn nichts, gar nichts gegen ihn tun?“ [...] „Doch, Mischka, doch! [...] Du musst ihn sehen. Wenn du ihn sehen kannst, hat er keine Macht mehr über dich“ (SK: 22). *Das Wissen ist Macht*.

Susanne Gregor: Das letzte rote Jahr (2019)

5.5 Handlungsverlauf und Figuren

„Das letzte rote Jahr“ (RJ) von Susanne Gregor erzählt vom Heranwachsen der drei jugendlichen Freundinnen Miša, Rita und Slavka im Kontext der gesellschaftlichen Transformationen des *letzten roten Jahres* 1989 in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik (ČSSR). Die Erzählung ist in einen Prolog und vier nach den Jahreszeiten benannte Kapitel unterteilt. Anders als SK wird RJ, bis auf den Prolog (der einen Vorgriff darstellt), chronologisch erzählt. Auch dieser Roman wird rückblickend als Erinnerung und in Ich-Form erzählt, jedoch von einer einzelnen autodiegetischen Erzählerin (Miša) und durchgängig im Präteritum gehalten. Auf 223 Seiten (Erzählzeit) wird die Geschichte eines Jahres, des Jahres 1989, im Leben der drei Freun-

dinnen erzählt (erzählte Zeit). Auffallend für den Roman als Ganzes ist die stark detaillierte, räumlich-plastische Erzählweise.

Der kurze Prolog (3 Seiten) präsentiert das gegenwärtige Leben der Ich-Erzählerin, die mittlerweile in Wien lebt und Schriftstellerin geworden ist. Dort sieht sie ihre Kindheitsfreundin Rita, zu der sie den Kontakt verloren hat, zuerst in einer deutschen Fernsehserie und schließlich bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung ihres Verlages wieder. Im Anschluss an den Prolog beginnt die Haupthandlung des Romans, durch die (übergeordnete) Zwischenüberschrift angekündigt, im Jahr „1989“. Sie ist erzählt als Erinnerung an das *letzte rote Jahr* 1989 im Bezirk Vlčince der Industriestadt Žilina (ČSSR), dem Hauptschauplatz der Erzählung. Sie spielt sich, wie SK, in wirklichkeitsbezogenen Räumen ab – Vlčince ist die größte Wohnbausiedlung in der heute viertgrößten slowakischen Stadt Žilina. Dort wohnen die drei vierzehnjährigen Freundinnen Miša, Rita und Slavka mit ihren Familien in übereinanderliegenden Wohnungen und identisch möblierten Zimmern (RJ: 24) – Rita wohnt im dritten, Miša im zweiten und Slavka im ersten Stockwerk.

Im ersten und längsten Kapitel „Frühling“ (79 Seiten) werden die Hauptfiguren, ihre Beziehungen zueinander, sowie deren Eltern vorgestellt, die wie ihre Kinder untereinander befreundet sind und regelmäßig abends im Wohnzimmer von Mišas Eltern zusammenkommen. Anhand der iterativen Erzählung eines typischen ‚Wohnzimmerabends‘ wird in die Rollen dieser Figuren eingeführt: Ritas Vater Michal ist ein lautstarker Kritiker der Regierung, Ritas Mutter Hana arbeitet, wie Michal, als Ärztin im Schichtdienst und hat zumeist Marcel, Ritas anhänglichen kleinen Bruder, bei sich (RJ: 18). Slavkas Mutter Maria, *ewige Optimistin*, arbeitet als Verkäuferin in der Kosmetikabteilung eines Kaufhauses (RJ: 75) und wird von Miša als fürsorglich und einsam beschrieben. Vlado, Marias Mann und der Vater Slavkas, ist nach der Teilnahme an einer Skiweltmeisterschaft in Stockholm zehn Jahre zuvor nicht in die ČSSR zurückgekehrt, weshalb Maria und Slavka unter Beobachtung der Regierung stehen. Vlado schickt gelegentlich per Post Geschenke und Briefe, was in den beiden die Hoffnung erhält, irgendwann eine Ausreisegenehmigung zu bekommen, um ihm nach Schweden folgen zu können (RJ: 18-20). Mišas Mutter Monika wird als eigenwillig beschrieben, sie näht sich ihre Kleidung nach Vorlage ausländischer Modemagazine und schneidet sich ihre Kurzhaarfrisur selbst, sieht dabei „dennoch nie

sonderlich zurechtgemacht aus, als wären diese Maßnahmen eigentlich nur für sie selbst und nicht für andere“ (RJ: 18). Sie arbeitet als technische Zeichnerin in einer Papierfabrik. Auch Mišas Vater wird im späteren Verlauf der Erzählung ausführlich vorgestellt (RJ: 31-36) und als technikaffin (er ist beruflich bei der Firma Tesla tätig) und von Leistungsdenken geprägt beschrieben. Er ist kontaktfreudig und anpassungsfähig, es fällt ihm leicht, mit Bekannten wie Fremden ins Gespräch zu kommen. Miša eifert ihm nach und kann ihn doch nie zufriedenstellen (RJ: 36) – was sich nicht zuletzt in einer Art Eifersucht auf Slavka ausdrückt, die mit „ihr[em] sportliche[n] Eifer und ihre[n] guten Noten“ die von Mišas Vater hochgehaltenen Werte verkörpert (RJ: 36f.). Auch zu ihrem älteren Bruder Alan sieht Miša auf, der zunehmend in eine ihr (noch) fremde Welt zu entfernen scheint. Er hat gerade die Schule beendet, ein Studium begonnen und arbeitet nachts im Schichtbetrieb einer Fabrik.

Weitere Figuren, die im ersten Kapitel eingeführt werden und welchen im weiteren Verlauf der Erzählung eine für Mišas Entwicklung bedeutsame Rolle zukommt, sind Anikó und Radek. Mišas Großmutter Anikó, die im ersten Kapitel für mehrere Wochen zu Besuch ist, wird als einschüchternde, unzugängliche Frau beschrieben, *der man besser aus dem Weg geht* (RJ: 52f.) und die ihre Vergangenheit unnachgiebig unter Verschluss hält: „Da gibt es nichts zu erzählen, was war, das war, sagte sie barsch“ (RJ: 53). Lediglich von ihrer Mutter weiß Miša von ihrem Großvater, der die Familie „eines Nachts einfach so verlassen und all ihre Ersparnisse mitgenommen hatte“ (ebd.). Radek, ein Mitschüler, der Miša gelegentlich einen Teil des Nachhausewegs begleitet, ist nach der Scheidung seiner Eltern mit seiner Mutter von Prag nach Žilina gezogen.

Das zweite Kapitel „Sommer“ (56 Seiten) steht im Zeichen der Pubertät und Konflikten zwischen den Figuren, die insbesondere um das Thema der Flucht in *den Westen* entstehen. Im dritten Kapitel ist es „Herbst“ (47 Seiten) geworden. Für die drei Freundinnen beginnt das neue Schuljahr, das zugleich das erste am Gymnasium ist; für Miša ein herbeigesehnter ‚Neuanfang‘. Als Miša an der Grippe erkrankt und zwei Wochen zuhause bleiben muss, tritt eine weitere grundlegende Veränderung ein: Rita verkündet ihr die gemeinsam mit Alan geplante Flucht über Prag in *den Westen* (RJ: 173). Das letzte und kürzeste Kapitel „Winter“ (27 Seiten) beginnt mit der Nachricht über die Flucht von Alan und Rita. Jene grundlegenden Veränderungen, die sich

bereits in den vorherigen Kapiteln angekündigt haben, scheinen mit der Nachricht über den Fall der Berliner Mauer nun endgültig. Die Erzählung endet mit einer nüchternen, zeitlich gerafften Auflistung der weiteren Geschehnisse: Das erste Weihnachtsfest ohne Alan ist zugleich das letzte innerhalb des gewohnten politischen Systems, wenige Tage später wird Václav Havel zum neuen Präsidenten gewählt und an Silvester verkündet Mišas Vater schließlich den anstehenden Umzug nach Österreich.

5.6 Gegenüberstellungen

Auch die Erzählung „Das letzte rote Jahr“ ist stark geprägt von der Gegenüberstellung verschiedener *Welten*. Besonders prägnant ist auch hier die Gegenüberstellung von *Westen* und *Osten*, jedoch spielt sich die Haupthandlung in RJ ausschließlich in jener *Welt* ab, die sich „westlich [...] nicht viel weiter als bis nach Prag erstreckte, und östlich auch nicht viel weiter als bis zum Balaton“ (RJ: 50). Erzählt wird diese Gegenüberstellung primär anhand der (ideologischen²⁵) Konfrontation von Kommunismus/Staatssozialismus und *westlichem* Kapitalismus sowie dem damit zusammenhängenden Motiv der technologischen (Fortschritts-)Entwicklung und der Vorstellung einer (System-)Konkurrenz. Auch dienen bestimmte (Konsum-)Objekte den Figuren in unterschiedlicher Weise der Identifikation und Repräsentation von (persönlichen, ideologischen) Überzeugungen.

Der Westen wird von der Ich-Erzählerin als eine geradezu phantastische *Welt* des Überflusses imaginiert: „Wir stellten uns den Westen wie eine einzige lange Einkaufsstraße vor, mit Auslagen voller bunter Waren unter blinkenden, grellen Lichtern, die alles in Szene setzen, während man spazierend Cola trank und einen Hamburger von McDonalds aß, den kulinarischen Höhepunkt unserer Vorstellungskraft“ (RJ: 47). Als „wie eine Tapete in unseren Köpfen“ (ebd.) hängend wird dieses Vorstellungsbild beschrieben, das als solches den Hintergrund für jede Wahrnehmung der unmittelbaren eigenen (räumlichen) Umstände prägt. „[D]ie Schlangen vor den heimischen Geschäften [erscheinen, C.S] noch länger [...], die hässlichen Pullover der Heimproduktion noch hässlicher und die Leere in den Auslagen noch leerer“ (ebd.). *Dem Westen*

²⁵ Der Begriff des Ideologischen wird hier im Alltagssprachlichen Sinne einer Weltanschauung oder allgemeiner Wertvorstellungen gebraucht.

als das abstrakte *Andere*, das ‚da drüben‘ (vgl. RJ: 173) liegt und nah und unerreichbar zugleich erscheint, wird die Vorstellung einer abgeschlossenen, eigenen *Welt* gegenübergestellt. Diese abgeschlossene *Welt* bezieht sich jedoch nur stellenweise auf die ČSSR – ein einzelnes prägnantes Beispiel ist der kontextuelle Hinweis auf AIDS-Pandemie der 1980er Jahre, die Rita zufolge für die ČSSR aufgrund der eingeschränkten Reisefreiheit keine Gefahr darstelle (RJ: 27f.). Stärker im Fokus der Ich-Erzählerin ist die beschränkte *Welt* des eintönigen Alltags in der Wohnsiedlung, in der sie sich fühlt, als würde sich „immer ein und derselbe Nachmittag“ wiederholen (ebd.). Auch in der räumlichen Beschreibung des Bezirks wird dessen Eintönigkeit und Gleichförmigkeit hervorgehoben: „Unsere Welt war der lange staubgraue Wohnblock in der Piešťanská-Straße, Eingang Nummer 5, der erste, zweite und dritte Stock“ (RJ: 15). Im Kontrast dazu steht für die Ich-Erzählerin entsprechend auch nicht primär *der Westen*, sondern vielmehr die Großstadt Prag. „Prag, die Stadt, die mich faszinierte“ (RJ: 69), ist für sie ein internationales Zentrum, ein Ort, an dem Intellektuelle, Künstler*innen und Tourist*innen aus aller Welt über Brücken flanieren und in verrauchten Cafés zusammensitzen (ebd.). Diese Faszination ist für Miša untrennbar mit der Person Radeks verbunden, er stellt eine Verkörperung des Unbekannten, Aufregenden dar: „Eine Scheidung war für mich mindestens ebenso exotisch wie das Großstadtleben von Prag [...]. Radek war der einzige in unserer Schule [...], der etwas über die Welt wusste, zumindest über die unsere, die sich westlich nun mal nicht viel weiter als bis nach Prag erstreckte“ (RJ: 49f.).

Vorstellungen von (technologischem) Fortschritt werden jenen von Rückständigkeit und Mangel gegenübergestellt und spielen eine zentrale Rolle für die erzählerische Vermittlung der von den Figuren in unterschiedlicher Weise verhandelten Gegenüberstellung von staatssozialistischem System und *westlichem* Kapitalismus. So hebt Mišas fotografiebegeisterter Bruder Alan die Qualität der Fotoapparate der ostdeutschen Firma Carl Zeiss hervor, betont jedoch zugleich, „dass sie sich nicht mit einem Produkt aus dem Westen messen könne[n]“ (RJ: 43). Auch ihr Vater, der als (vordergründig) politisch angepasst beschrieben wird, hebt die Rückständigkeit der sozialistischen Wirtschaft hervor, die er mit seinem Bild des technologisch weiter entwickelten *Westens*, das er sich bei seinen Dienstreisen bildet, vergleicht (RJ: 31). Er legt eine stark technizistische Auffassung an den Tag, indem er *der Technik* revolutionäres Potential zuspricht – wie die Möglichkeiten globaler Vernetzung zwischen Men-

schen durch die Herstellung erster Heimcomputer durch westdeutsche Firmen – und ihr eine dominierende Position gegenüber *der Politik* einräumt (RJ: 31f.). Im Gegensatz dazu hält Mišas Mutter gesellschaftlichen Fortschritt nur für möglich, wenn „man mal ein paar Frauen in den Zentralausschuss lassen“ würde (RJ: 66).

Zu einem Objekt der Vernetzung zwischen *West* und *Ost*, aber auch zwischen einzelnen Figuren wird die neue Satellitenschüssel, die Mišas Vater und Alan in ungewohnter Eintracht am Balkon der Wohnung installieren. Sie steht für den Wunsch, mit der Welt verbunden zu sein (RJ: 78). Für den technikaffinen Vater ist es „die Möglichkeit, Nachrichten aus aller Welt zu empfangen“ (RJ: 77), die seine Begeisterung nährt und über die er sich in weiterer Folge zu den neusten Entwicklungen der Grenzöffnung zwischen Österreich und Ungarn informiert (RJ: 80). Für Alan steht der Zugang zu *westlicher* Popkultur, konkret Musikvideos auf dem US-amerikanischen Fernsehsender MTV, im Vordergrund. Auch hier wird von der Ich-Erzählerin erneut das Bild vom *Westen* als phantastischem Ort des Überflusses und absurden Konsums gezeichnet: „Am besten gefielen uns die Werbeblöcke, wenn ein Film begann, suchten wir andere Sender nach Werbung ab, bis Vater tatsächlich einen Kanal fand, auf dem rund um die Uhr Werbung lief. Da hielt sogar Anikó beim Putzen inne [...], um die magischen Messer zu bewundern [...] oder kraftvolle kleine Handstaubsauger [...], während exotisch lange Telefonnummern eingeblendet wurden“ (RJ: 79). Der Fernseher mit den ‚Westsendern‘ bringt für kurze Zeit regelmäßig die Nachbarschaft im Wohnzimmer von Mišas Familie zusammen (RJ: 80). Einzig Anikó, „die alles, was allzu westlich anmutete, für krebserregend hielt“ (RJ: 78), und Rita reagieren dem ‚Westfernsehen‘ gegenüber ablehnend. Neben dem ‚Westprogramm‘ bietet auch die Jugendzeitschrift *Bravo*, welche Slavka gelegentlich von ihrem Vater aus Schweden zugeschickt bekommt, eine Quelle zahlreicher popkultureller Referenzen in der Erzählung. Die „bunten Bilder und unverständlichen Texte“ (RJ: 99) aus *dem Westen* werden von Slavka, Miša und Alan zelebriert, während Rita ihnen mit Gleichgültigkeit begegnet.

Zwischen Rita und Miša wird die Satellitenschüssel zum Ausdruck eines Konflikts um gegensätzliche Sichtweisen. Während Miša zu diesem Zeitpunkt den zusammenlaufenden Ereignissen – das neue ‚Westfernsehen‘, die Fluchtüberlegungen von Ritas Eltern und die fortschreitende Grenzöffnung – keine Bedeutung für den Verlauf des

gewohnten Alltag beimit (‚Das ist doch alles Blödsinn‘, RJ: 85), wirft Rita ihr Ignoranz vor. ‚Du und dein Satellitenverein [...], ihr wechselt von einem Sender zum nächsten, und alles, was neu ist, ist interessant, ganz egal, wohin es uns bringt‘ (RJ: 84). Für sie ist der *Überfluss des Westens* mit der Angst verbunden, von den Eltern verlassen zu werden, ‚[d]amit sie sich im Westen mehr Dinge kaufen können‘ (RJ: 84). Rita reagiert auf die vermehrte Faszination der anderen Figuren mit *dem Westen* durch eine gesteigerte Identifikation mit allem, das sie mit *dem Kommunismus/Sozialismus* in Verbindung setzt. Sie stellt der ‚Gehirnwäsche des Westens, der bloß an Konsum glaube‘ (RJ: 176), an verschiedenen Stellen der Erzählung ein positiv besetztes Bild des kommunistischen Systems als ‚höchste Form von Fortschritt [...], eine Staatsform [...], die dem Volk diene und nicht bloß der Wirtschaft, die die Bildung aller in den Mittelpunkt stelle und nicht etwa das Bruttoinlandsprodukt‘ (RJ: 26), entgegen. Die oftmals trotzige Identifikation mit kommunistischen Prinzipien und ihr damit zusammenhängendes Engagement als Pionierin der sozialistischen Jugend wird von der Ich-Erzählerin als Teil genereller Veränderungen der drei Freundinnen erzählt. Neben Ritas ‚Brandreden‘ wird auch der Umstand, dass sie täglich ihre Pionieruniform in der Schule und im Alltag trägt, von den Müttern der drei Freundinnen als pubertäre Auflehnung interpretiert und belächelt (RJ: 25ff., 76).

Ritas Identifikation mit dem kommunistischen/sozialistischen System ist jedoch nicht undifferenziert, sondern manövriert zwischen Überzeugung und Zweifeln. So unterscheidet Rita zwischen der Idee des (marxistisch-leninistischen) Kommunismus – ‚das Prinzip, die Gemeinschaft, Bildung vor Wirtschaft und sowas‘ (RJ: 177) – und den sozialistischen ‚dickbäuchigen Politiker[n], die nichts als unverständliches Zeug reden, während wir Pioniere bei den Brigaden den Müll aufräumen‘ (ebd.). Auch ihren Lehrer*innen wirft sie Inkonsistenz hinsichtlich ihrer Überzeugungen vor und fordert sie mit unangenehmen Fragen heraus: ‚[D]ie Biologielehrerin hatte sie zu ihrer Einstellung zur Religion befragt, die Mathematiklehrerin nach der Herkunft der westlichen Kleidung, die sie privat trage‘ (RJ: 25). Die Kritik an der ‚Verlogenheit der Genossen‘ (RJ: 25) teilt Rita mit ihrem Vater, jedoch ziehen die beiden unterschiedliche Konsequenzen daraus. Während Michal lautstark seine Abneigung gegenüber *der Partei* kundtut, was ihn letztlich seine Karrierechancen im Krankenhaus kostet (RJ: 126), und eine Flucht in *den Westen* plant, beschreibt Miša Rita als ‚Einzelkämpferin‘, die sich in übersteigertem Maße mit ‚Lenins großer Idee‘ (RJ: 25) identi-

fiziert – der Diktatur des Proletariats, der Forderung nach Volksbildung, der Ablehnung des (*westlichen*) Kapitalismus – und auf eine Generalüberholung des Systems pocht (ebd.). Sie verbindet mit dem Kommunismus auch eine Form von Authentizität, von *echtem* Erleben, im Gegensatz zum Überfluss und der Oberflächlichkeit des kapitalistischen *Westens*. In einem Gespräch mit Miša und Alan über den Bau einer Brücke durch den Sozialistischen Jugendverband hebt sie das Gemeinschaftliche und Beständige des Projekts hervor, das nicht mit der Bedeutung einer Golden Gate Bridge (als eines der architektonischen Wahrzeichen *des Westens*) vergleichbar sei – ihrer Auffassung nach gehe es nicht darum, „wo die majestätischste, größte und angeberischste Brücke stehe, nein, es gehe darum, etwas gemeinsam zu bauen, etwas, das nicht bloß fürs Auge wäre, sondern auch für die Seele“ (RJ: 124). Auch dies ist eine Form der Verhandlung von ideologischer Konkurrenz zwischen Staatssozialismus/Kommunismus und Kapitalismus, entlang derer sich die Figuren, insbesondere Rita, in der Erzählung positionieren.

Ein weiteres prägnantes Objekt dieser Aushandlung ist die neue, moderne Waschmaschine von Mišas Familie, die sie von einem Freund des Vaters, und zugleich Sekretär der Betriebsparteiorganisation von Tesla, Jano Brzda, geschenkt bekommen haben. Die Waschmaschine der slowakischen Marke Tatramat ist Ausdruck von moderner Fortschrittlichkeit und wird zugleich von Beginn an zum Objekt der politischen Auseinandersetzung zwischen Mišas Vater und Alan. Dieser wirft seinem Vater vor, ein „Fersenlecker“ der sozialistischen „Parteifuzzis“ zu sein, während dieser sich mit Pragmatismus verteidigt (RJ: 112). Auch die Nachbar*innen und Slavka reagieren auf sarkastische Weise misstrauisch auf das großzügige Geschenk als Ausdruck einer auf Freundschaftsdiensten basierenden Machtpolitik des staatssozialistischen Systems. Über Genosse Brzda erzählt die Ich-Erzählerin, dass er sich häufig selbst einlade, was bei ihrem Vater Unbehagen und übertriebene Anpasstheit hervorruft. Brzda, der als furchterregend und aufdringlich beschrieben wird (RJ: 117), teilt dessen technizistischen Zugang zur Welt und das Leistungsdenken, kritisiert ihn jedoch für den „westlichen Schnickschnack“, den er von seinen Dienstreisen aus Wien mitbringt, „worauf mein Vater sich tagelang Sorgen um seine Stelle machte“ (RJ: 116).

Die Gegenüberstellung von *Osten* und *Westen*, sowie der Umgang mit Veränderungsprozessen (siehe Kap. 6.8) ist in RJ in gewisser Weise vergeschlechtlicht und

wird in der Zuordnung zu bestimmten Figuren, die einander gegenübergestellt werden, erzählt. Dabei werden gewisse Stereotype aufgegriffen, diese jedoch an anderen Stellen von der Ich-Erzählerin kritisch verhandelt. Ihre Mutter Monika beschreibt Miša insbesondere hinsichtlich ihres Äußeren (Kleider- und Frisurenwahl) als eigenwillig und unangepasst. Diese von der Ich-Erzählerin offenbar geschätzte ‚subtile Unangepasstheit‘ innerhalb der Normen des staatssozialistischen Alltags steht im Gegensatz zu einer eher ‚expressiven Unangepasstheit‘ ihrer Lehrerin Genossin Andrašová, der Miša mit Abneigung und Faszination zugleich begegnet. Sie raucht in ihrem Büro, ist „viel zu grell geschminkt“ und bunt gekleidet (RJ: 182). Die subtile Unangepasstheit ihrer Mutter wird von der Ich-Erzählerin auch in anderen Situationen hervorgehoben. So lässt sie sich im Kreise ihrer Freund*innen über die „Schweignerei“ aus, dass sie in ihrem Betrieb seit Jahren auf derselben Position stagniere, während alle ihre männlichen Arbeitskollegen längst befördert worden seien (RJ: 18), und betont in Gesprächen die Notwendigkeit einer staatliche Unterstützung alleinerziehender Mütter (RJ: 76). Ein anderes Mal serviert sie während einem der regelmäßigen Besuche des Parteifunktionärs Brzda ein ungenießbares Fischgericht – „[e]s war ihre Art des Widerstands“ (RJ: 115). Die Figur Monikas wird von der Ich-Erzählerin insbesondere durch Slavkas Mutter Maria kontrastiert, die als fürsorglich und häuslich beschrieben wird (RJ: 17, 56). Ihre hoffnungsvolle Bezogenheit auf ihren abwesenden Ehemann wird von Mišas Mutter stark kritisiert, sie „hielt es für verrückt, [...] an einem Mann zu hängen, der abwesend war“ (RJ: 20). In Bezug auf Slavka wird Maria von der Ich-Erzählerin jedoch positiv beschrieben als „eine Mutter, die wirklich am Leben ihrer Tochter teilnahm“ (RJ: 74), die Zeit mit Slavka und Miša verbringt und sie in ihren Interessen unterstützt.

In Bezug auf die männlichen Figuren ist ein prägnantes Motiv dagegen jenes der Abwesenheit. Nicht nur Slavkas Vater Vlado hat unangekündigt seine Familie zurückgelassen (RJ: 18), auch Mišas Großvater (der Vater Monikas) hat die Familie ohne Nachricht verlassen (RJ: 53). Die Figur Vlados jedoch bleibt in ambivalenter Weise präsent – seine Geschenke aus *dem Westen* werten den Status Slavkas als Dissidententochter gegenüber ihren Freund*innen auf (RJ: 100). *Der Westen* ist räumlich insofern als *männlich* konnotiert, als dass lediglich die männlichen Figuren in unterschiedlicher Weise Zugang haben (wollen) und ihnen diesbezüglich alle Entscheidungsmacht zugeschrieben wird. Neben Vlado hat auch Mišas Vater durch sei-

ne Dienstreisen Zugang zum *Westen* und bringt regelmäßig verschiedene *Westprodukte* mit (RJ: 26, 28). Im späteren Verlauf der Erzählung sind es Ritas Vater, der eine Flucht in den Westen plant und Mišas Vater, der am Ende entscheidet, dass die Familie nach Wien umziehen wird. Mišas Vater ist es auch, der sie dazu bringt, die deutsche Sprache lernen zu wollen, indem er sie auf die Doppelbedeutung des ‚geteilten Himmels‘ hinweist (siehe Kap. 6.7). Ihm wird eine subtile, dominierende Form von Handlungsmacht gegenüber der Ich-Erzählerin zugeschrieben, was diese wiederum sehr plastisch beschreibt: „Ich rang um Worte, während er [...] genau wusste, was er tat, wie ein Chirurg [...] operierte er in meinem Innersten“ (RJ: 152).

Männliche Dominanz zeigt sich auch in der Weise, wie weibliche Figuren durch männliche Figuren bevormundet bis infantilisiert werden (RJ: 59). Zugespitzt ist die auf Dominanz fokussierte Handlungsmacht der männlichen Figuren in der Gewaltausübung gegenüber ihren Kindern (RJ: 104, 112). Als Ritas kleiner Bruder Marcel während eines Unwetters kurzzeitig verschwindet, wird Rita von Michal dafür verantwortlich gemacht und seine Aggressionen gegen sie entladen sich hörbar (RJ: 102f.). Es ist nicht der erste Vorfall körperlicher Gewalt durch den Vater (RJ: 104). Auch Mišas Vater versucht, mit emotionaler und körperlicher Härte seine Erziehungsvorstellungen durchzusetzen, während ihre Mutter um eine Beruhigung der insgesamt angespannten Situation bemüht ist. Während die Vater-Figuren zu Beginn der Erzählung bzw. in der Kindheit der drei Freundinnen noch Autorität verkörpern und Bewunderung durch ihre Töchter erfahren, entgleitet ihnen diese Macht über den Verlauf der Erzählung zunehmend. Während Miša rückblickend von Michals „Unbekümmertheit“ (RJ: 159) erzählt, der Rita alle Freiheiten lässt und von ihr glühend bewundert und imitiert wird – was wiederum von der Ich-Erzählerin als Auslöser ihrer eigenen Bewunderung für alles, „was mit Rita zu tun hatte“, genannt wird (RJ: 161) – verliert er jedoch zunehmend die Kontrolle über seine eigenen Gefühle. Rita begegnet ihm mit zunehmender Verachtung – nicht zuletzt durch die körperliche Gewalt ist ihre Beziehung nachhaltig erschüttert.

Während die Vater-Figuren in unterschiedlicher Weise *dem Westen* zugeordnet sind, entfaltet sich die Handlungsmacht/*Agency* der Figuren der Mütter in der Küche, in der sie sich untereinander treffen, Wein trinken und sich über ihre Ehemänner und Kinder auslassen (RJ: 17ff., 55f.). Insofern kann die Küche auch als Raum der Sub-

version gelesen werden, an dem Dinge besprochen werden, die für die jeweiligen Figuren in gewisser Weise selbstermächtigend sind. Nicht nur die Figuren der Mütter treffen sich hier regelmäßig, die Küche ist auch der Ort des ersten Dates von Miša und Radek, über den sie selbstbewusst erzählt: „Ich hatte mich noch nie besser in meiner eigenen Küche gefühlt, Radek passt hervorragend hierher“ (RJ: 167). Radeks Platz am Esstisch ist für Miša ein Bild des Sich-Behauptens gegen die Eltern und ihren Bruder. Auch ist die Küche Ort der gemeinsamen Vormittage von Rita, Alan und Miša (RJ: 171ff.), an denen sie offen über die ansonsten geheimen Fluchtpläne Ritas und Alans und tagespolitische Ereignisse sprechen.

Während die männlichen Figuren mit Abwesenheit, Streit und Chaos in Verbindung gebracht werden, sind die weiblichen Figuren in Kontrast dazu mit Ordnung assoziiert. So wird etwa die Wohnung Slavkas und ihrer Mutter als „friedliche[r] Frauenhaushalt“ beschrieben, in dem es „weder Männer noch Streit“ gibt (RJ: 74). Auch eine der emotional aufgeladensten Szenen des Romans ist anhand dieser Gegenüberstellung erzählt: Während eines intensiven Wohnungsputzes flucht Mišas Großmutter Anikó lautstark über „Männer im Allgemeinen“ (RJ: 85f.) und Mišas Großvater im Besonderen (RJ: 86). Ihre Putzorgie wird zur räumlich beschriebenen Katharsis, die Wut über ihren Ehemann „befeuerte ihren Reinigungsprozess, ließ sie schneller wischen und schwerer heben, bis der Boden blank war, dann nahm sie den zusammengerollten Teppich mit nach unten, um ihn [...] mit festen Hieben durchzuklopfen“ (ebd.). Darüber hinaus ist das Maß der Sauberkeit eines Haushalts auch das Maß, an dem sie anderen Frauen misst und ihnen mit Respekt begegnet (RJ: 89). Auch ihre Tochter Monika, Mišas Mutter, hat dieses Prinzip verinnerlicht (76f.). Neben ihrer stark emotionalen Reaktion auf die (fehlende) Ordnung anderer verweist jedoch deren stellenweise geäußerte Kritik an der ihr auferlegten Hausarbeit, „für die sie ohnehin überqualifiziert war“ (RJ: 111), auf die angesprochene subtile Unangepasstheit und die ambivalente Positionierung zwischen traditionellen Rollenerwartungen und der eigenen Emanzipation. Auch Anikó, die zwar durch ihr Festhalten an traditionellen Wertvorstellungen charakterisiert ist, wird von der Ich-Erzählerin eine besondere Form von *Agency* zugesprochen, insbesondere gegenüber den Vater-Figuren. So stellt sie sich schützend zwischen Ritas Vater und Miša, als dieser ihr vorwirft, Informationen zur Flucht seiner Tochter zu verschweigen. Ihre Beschreibung innerhalb dieser Szene drückt eine unerschütterliche Form von ruhiger Autorität

aus, die den lautstarken Wutausbrüchen Michals gegenübersteht: „Anikó legte seenruhig ihre Hand auf die Seine und drückte sie nieder. [...] wenn Sie nach einem Schuldigen suchen wollen, dann fangen Sie doch bei sich selbst an“ (RJ: 201). Michal ist unfähig, ihr etwas entgegenzusetzen. Auch Mišas Vater begegnet Anikó mit stillem Respekt und einer gewissen Unterwürfigkeit: „[E]r brachte mehr Respekt für Anikó auf als für jede andere Frau, immer schlich er nur seltsam geduckt um sie herum, versuchte ihr aus dem Weg zu gehen“ (RJ: 103).

5.7 Grenzziehungen und das Dazwischen

Grenzziehungen (zwischen binär codierten Vorstellungen, siehe Kapitel 5.6) und Konflikte um diese, aus denen sich auch Positionen des *Dazwischen* ergeben – ambivalente Einstellungen und Gefühle, aber auch Möglichkeitsräume – werden in RJ insbesondere räumlich und zeitlich semantisiert.

So sind etwa das Treppenhaus und der Flur nicht nur Handlungsorte mit der funktionalen Bedeutung des Vor-/Zwischenraums, sondern diese werden zu *symbolischen* Grenz- und Zwischenräumen. Obwohl oder gerade weil sie Orte des Durchgangs und (funktional gesehen) keine Aufenthaltsorte sind, verhandeln die drei Freundinnen dort für sie prägende Ereignisse und Erlebnisse. Vom Flur aus belauschen sie regelmäßig die Gespräche ihrer Eltern, wann immer diese abends zusammenkommen: „Wir kannten die Musik, die aus dem Wohnzimmer kam, auswendig, genauso wie die Reden unserer Eltern“ (RJ: 57). Sind die Treffen im Flur zu Beginn der Haupthandlung noch eine parallel zu den ‚Wohnzimmerabenden‘ ablaufende Routine, erfährt diese einen nachhaltigen Bruch, als die drei Freundinnen erstmals mit dem Thema der Flucht in *den Westen* konfrontiert werden. Während alle drei spüren, dass diese Information einen anderen Wert hat als all die anderen ‚lebensverändernden‘ Ereignisse, über die sie auf diese beiläufige Weise erfahren haben und sie reglos im Flur stehen, ist es Rita, die diesen mit einem lauten Türknall verlässt (RJ: 60f.). „Rita fehlte sofort, es war für uns beide spürbar“ (RJ: 61). Ritas Abwesenheit verändert die Beziehung der drei Freundinnen nachhaltig (siehe Kap. 5.8).

Auch das Treppenhaus ist ein solcher Zwischenraum und Ort des vertrauensvollen Gesprächs und der Nähe. So erzählt die Ich-Erzählerin von regelmäßigen abendli-

chen Treffen mit ihren Freundinnen zu Kindheitszeiten auf der untersten Treppenstufe, während „es im Haus still wurde“ (RJ: 157), und wie sie und Rita als Kinder die Treppen immer Hand in Hand hochgestiegen sind (RJ: 98). Im Dunkel des Treppenhauses erzählt Miša Rita von ihrem ersten Kuss (RJ: 98) und dort sprechen die beiden nach langem Schweigen erstmals über Ritas Beziehung zu Alan (RJ: 157ff.). Auch wird das Treppenhaus bereits zu Beginn der Haupthandlung zur bildhaften Darstellung von Mišas Zwischenposition, die über den weiteren Verlauf der Handlung in unterschiedlicher Weise gestaltet ist. Rita, engagierte Pionierin bei der sozialistischen Jugend, wird von Miša als ernsthaft und eindringlich beschrieben (RJ: 13), mit schwarzen Haaren und einem „weichen molligen Körper“ (RJ: 14); Slavka als graziös und mit einem „Gesicht, das alle immer für ausnehmend schön befanden“ (RJ: 13). Während Slavkas Interessen sich auf das Turnen und den jungen Geschichtslehrer Genosse Baník (für den sie schwärmt) fokussieren, interessiert Rita sich für gesellschaftspolitische Fragen (RJ: 14, 21). Miša, die sich als jugenhaft und schlaksig beschreibt, läuft indes „atemlos die Treppe zur einen oder anderen“ (RJ: 14), um (erfolglos) ihre Begeisterung für Romane mit ihren Freundinnen zu teilen. Miša steht zwischen dem zunehmenden Aufbegehren Ritas und der Angepasstheit Slavkas, die mit ihren sportlichen und schulischen Leistungen den Wunschvorstellungen und Erwartungen der Eltern der Freundinnen entspricht. Durch diesen Blick ‚von außen‘ (durch die den Eltern zugeschriebene Wahrnehmung) zeichnet die Ich-Erzählerin ein Bild von sich selbst als handelnde Figur und ihrer Rolle als Beobachterin, die zwischen den anderen Figuren der Erzählung manövriert. So ist sie in Konfliktsituationen, wie der Diskussion mit Alan und Rita um die Bedeutung der ‚Jugendbrücke‘ der Sozialistischen Jugend (siehe Kap. 6.6) oder in ihrer Einstellung zur Flucht Alans und Ritas, die sie weder befürwortet, noch versucht zu verhindern, häufig *weder von der einen, noch von der anderen* Position überzeugt (RJ: 124).

Die Widersprüchlichkeiten und Grenzziehungen des sozialistischen Systems werden von den einzelnen Figuren unterschiedlich ausgehandelt. Rita lehnt sich, wie zuvor beschrieben, moralisierend gegen Autoritätspersonen und *vermeintliche Genossen* auf, insbesondere gegen ihren Vater. Auch Alan findet seine Angriffsfläche für Systemkritik primär in seinem Vater und Genosse Brzda. Und auch hier sind es wiederum die männlichen (Vater-)Figuren, denen eine, wenn auch zunehmend brüchige, Machtposition zugesprochen wird, während die weiblichen (Mutter-)Figuren eher die

Rolle der Vermittlerin und Beschwichtigerin einnehmen. Alan wird von der Ich-Erzählerin als offen kritisch und konfrontationsfreudig beschrieben. Sein Fotoprojekt, für das er Rita in ihrer Pionieruniform vor einer Kirche portraitiert, spricht eine subversive Ebene des Aushandelns von Grenzziehungen an: „Alan [...] erklärte, er hätte die Kirche als Symbol gewählt, als Kontrast [...], denn genau das mache die Kunst aus, die Ambiguität, das Doppelbödige, eben all das, was in unserem Land verboten sei, weil unser Regime die Komplexität der Kunst nicht zuließe, die doch bloß die Komplexität des Lebens spiegle. [...] Die Unfähigkeit, Ambiguität zu ertragen, sei ein klares Anzeichen für einen autoritären Charakter“ (RJ: 44). Dem nach Einheitlichkeit und Abgrenzung strebenden Deutungsmonopol des staatssozialistischen Regimes wird die Fähigkeit von Kunst, Mehrdeutigkeiten aushalten zu können, gegenübergestellt. Die Referenz auf Theodor W. Adornos „Studien zum autoritären Charakter“ (1949) ist dabei eine von zahlreichen intertextuellen Referenzen, die insbesondere in Zusammenhang mit Mišas Leidenschaft für Romane präsent sind.

Diese intertextuellen Referenzen, insbesondere auf Romanliteratur, strukturieren die Erzählung insgesamt und machen in gewisser Weise Zwischenräume für die Auseinandersetzung mit der Mehrdeutigkeit und *Komplexität des Lebens* auf. Für die Ich-Erzählerin ist die „Romanwelt“ ein Rückzugsort (RJ: 178), „wo Gedanken zu Ende gedacht wurden, wo man Höhen, Tiefen und Abgründe ausloten konnte, ohne, wie im echten Leben, davon aufgezehrt zu werden“ (RJ: 128). Literatur wird von ihr als eine über das Medium Buch hinausgehende räumliche Erfahrung beschrieben, als Fiktionsraum, in dem sie Zuflucht und ein Gefühl von Freiheit findet: „Während mein neues Buch mich ins London der zwanziger Jahre entführte [...], fühlte ich mich, sobald ich das Buch zur Seite legte, in unseren Wohnblock gesperrt, in unsere Wohnung, von den Tapetenwänden meines kleinen Zimmers eingeeengt“ (RJ: 54). *Die Abenteuer des Soldaten Schwejk*²⁶ (von Jaroslav Hašek) nährt ihre Faszination für die Stadt Prag, die sie nur aus Erzählungen kennt (siehe Kap. 6.6) und John Galsworthys *For-sythe Saga* lässt sie, wenn auch nur aus Ärger über Ritas moralisierende Art, über das Verhältnis von Arbeiter*innenklasse und Lenin als ihrem (symbolischen) Vertreter sinnieren. Darin wird die britische Klassengesellschaft Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts kritisiert, „doch von einem, der selbst der Oberschicht angehörte, was

²⁶ *Die Abenteuer des (braven) Soldaten Schwejk* ist ein satirischer Anti-Kriegs-Roman des tschechischen Autoren Jaroslav Hašek (1883–1923).

ich ein bisschen heuchlerisch fand, und verhielt es sich bei Lenin denn nicht ähnlich?“ (RJ: 41) Eine weitere literarische Referenz mit unmittelbarem Bezug zur Handlungs- und Figurengestaltung von RJ ist der Roman *Drei Kameraden* von Erich M. Remarque, der die Geschichte der Freundschaft dreier kriegsversehrter Männer erzählt. Eine solche „Freundschaft, die allen Widrigkeiten trotzte und über schlechte Zeiten hinwegtröstete“, wünscht Miša sich für sich und ihre Freundinnen (RJ: 128). In diesem, wie auch in einem anderen von der Ich-Erzählerin hervorgehobenen Roman Remarques, *Arc de Triomphe* (RJ: 181), spielt darüber hinaus die Geschichte einer außergewöhnlichen Liebe des jeweiligen Protagonisten zu einer Frau, die durch deren Tod gleichermaßen beendet und unendlich wird – „die Erfüllung und Nichterfüllung der Liebe“ (RJ: 181) – sowie das Motiv eines machtlosen Helden eine zentrale Rolle. Das letzte Buch, das Miša im Rahmen der Haupthandlung liest, ist *Krieg und Frieden* von Leo Tolstoi. Dieses mehrteilige und weit über tausend Seiten umfassende Werk ist u.a. auch dafür bekannt, gesellschaftliche mit familiären und individuellen Ereignissen und Entwicklungen erzählerisch zu verknüpfen, indem z.B. fiktive mit historischen Figuren interagieren. Auch in RJ (und in SK) werden Transformationen auf gesellschaftlicher und persönlicher Ebene als ineinander verstrickt erzählt. Die Ich-Erzählerin Miša reflektiert diese Veränderungen insbesondere über literarische Figuren und Motive, die ihr ein Gefühl von Kontrolle und Halt vermitteln: „Beim Lesen hatte ich wenigstens kurz das Gefühl, alles im Griff zu haben, die Geschichte, die sich vor mir ausrollte, verstehen zu können“ (RJ: 129).

Die Doppel- bzw. Mehrdeutigkeit im Rahmen intertextueller Referenzen wird sowohl auf der Ebene solcher literarischen Motive verhandelt, als auch durch die Art und Weise, wie sich für Miša Lesen und Leben, literarisches und alltägliches Erleben überlagern, oder anders gesprochen, Grenzziehungen zwischen Realität und Fiktion verwischen. „[F]ür mich war es die direkteste Art, sich dem Leben zu nähern, längst hatte ich gelernt, Erwachsenen keine Fragen zu stellen, es war die Literatur, in der ich Antworten fand“ (RJ: 29). So beschreibt sie ihren Vater als „eine Romanfigur, die tausend Rollen spielen konnte“ (RJ: 35). Dies korrespondiert mit der räumlichen Beschreibung seines Körpers beim Schwimmen durch die Ich-Erzählerin: „In dieser Bewegung [...] war sein ganzes Wesen konzentriert: wie ein Pfeil durch alle Oberflächen zu schneiden“ (RJ: 34). Auch in der Überlagerung ihrer Beziehung zu Radek, sowie der sich verändernden politischen Umstände mit der Geschichte ihres Lieb-

lings-Romans, *Der geteilte Himmel*, wird diese Grenzverwischung deutlich. Über die Entdeckung dieses Romans erzählt Miša eindringlich: „Etwas Ähnliches war mir noch nie untergekommen: eine Liebesgeschichte, eine Fluchtgeschichte, eine Ostgeschichte, eine Westgeschichte, es war *die* eine Geschichte, die ich hatte lesen wollen, die alle anderen verschlang. Wenn man im ganzen Leben nur ein Buch las, müsste es dieses hier sein, dachte ich“ (RJ: 129).

Der Roman *Der geteilte Himmel* der DDR-Autorin Christa Wolf erzählt die Geschichte von Rita und Manfred, die sich in einem kleinen Dorf in der DDR kennenlernen und verlieben und fortan versuchen, im Dachgeschoss des Hauses von Manfreds Eltern in Halle ihr Leben zu teilen. Im „Konflikt der Wertesysteme von Ost und West verlieren“ die beiden Figuren einander zunehmend (RJ: 129). Sie repräsentieren jene entgegengesetzten Positionen, die auch in RJ gegenübergestellt werden: Die Resignation angesichts eines willkürlichen und korrupten Systems und die Flucht in *den Westen* als einzigen Ausweg (Manfred in *Der geteilte Himmel*) steht dem Willen gegenüber, für die Idee des Kommunismus mit den Mängeln des staatssozialistischen Systems zu leben bzw. dieses zu reformieren (Rita in *Der geteilte Himmel*). Während Rita in RJ zu Beginn der Haupthandlung noch die vehementeste Vertreterin letzterer Position ist, flieht sie am Ende in *den Westen*, wo sie jedoch, wie der Prolog (siehe Kap. 6.5) deutlich macht, in den Augen der Ich-Erzählerin nicht angekommen ist. Als sie Rita in Wien Jahre nach den Ereignissen des Jahres 1989 bei einer Veranstaltung wiedertrifft, weiß sie nicht, was sie mehr erschreckt: „[W]ie wenig sich ihr Gesicht verändert hatte, wie verloren sie an dem leeren Tisch aussah oder der immer gleiche, ernste Blick“ (RJ: 9). Auch in ihrem Lieblingsroman *Der geteilte Himmel* sind beide Positionen ineinander verflochten, brüchig und mit konstanten Zweifeln verbunden. Das macht auch der Titel selbst deutlich, dessen Mehrdeutigkeit Miša nachhaltig beeindruckt: *Der geteilte Himmel*, „interessant, denn das deutsche Wort *teilen* kann bedeuten, etwas zu zerteilen, also es zu trennen, oder aber es kann bedeuten, etwas gemeinsam zu besitzen“ (RJ: 151, Herv. i. O.). Neben der Kunst bzw. der Literatur wird so auch Sprache als Möglichkeitsraum für Mehrdeutigkeit erzählt – und letztlich auch für Handlungsmacht. Deutlich wird dies etwa auch in der Aufmerksamkeit, die innerhalb der Erzählung von RJ dem Erlernen von Sprache gewidmet ist. Mišas Vater, der sie zum Erlernen der deutschen Sprache anweist, „behauptete, man hätte so viele Leben, wie man Sprachen spräche“ (RJ: 149). Dies hat innerhalb

der Erzählung sowohl eine pragmatische Ebene (für die spätere Migration nach Österreich/Wien), als auch eine symbolische – für Miša eröffnen sich dadurch neue Literaturwelten: „[M]ein anfänglicher Widerstand begann sich aufzulösen. Auf der ersten Seite suchte ich nach dem Namen der Übersetzerin, die entschieden haben musste, um welchen Himmel es sich in diesem Buch nun handelte, nämlich, wie es in der slowakischen Übersetzung hieß, um einen getrennten. Was für eine Verantwortung, dachte ich, was für ein Beruf, ich selbst wollte diese Person gewesen sein“ (RJ: 152).

Geht man über die Ebene der Geschichte/*story* von RJ, auf welcher *Der geteilte Himmel* als dezidiertem Lieblingsroman der Ich-Erzählerin eine herausragende Bedeutung zukommt, hinaus, so liegt nahe, dass die Wahl des Namens Rita für eine der Figuren ihres Romans als Hommage der Autorin Susanne Gregor an den Roman *Der geteilte Himmel* verstanden werden kann. Nicht nur der Inhalt des Romans, sondern auch dessen Autorin ist dabei ein interessanter Referenzpunkt. Christa Wolf ist als Schriftstellerin in der DDR bekannt geworden und war eine jener öffentlichen Persönlichkeiten, die bis zuletzt für eine demokratische Reformierung des Sozialismus eingetreten sind, trotz einer kritischen Haltung gegenüber der Politik der SED. Ilse Nagelschmidt (2016: 33) hat dies als „das Aushalten und Ausbalancieren von Widersprüchen kritisch zu sein und wahrhaftig zu schreiben, ohne den vollständigen Bruch zu provozieren“ beschrieben. Dieses Moment des Ambivalenten (im Konflikt mit dem Eindeutigen) und der Wunsch, sich *weder für das eine, noch das andere* entscheiden zu müssen, prägt auch RJ und wird durch die Übernahme eines einzelnen Zitats aus *Der geteilte Himmel* explizit hervorgehoben: „Die beiden Hälften der Erde passten ganz genau ineinander, und auf der Nahtstelle spazierten sie, als wäre es nichts“ (RJ: 129; Wolf 1964: 21).

Zugleich stehen die Mehrdeutigkeit(en) des Lebens und die Möglichkeitsräume der Kunst, der (Roman-)Literatur und der Sprache in einem konstanten Spannungsverhältnis zu einem Wunsch bzw. der Suche nach Eindeutigkeit. Im Zusammenhang mit der Intensivierung ihrer Beziehung zu Radek, mit dem sie über den gemeinsamen Nachhauseweg und Telefonate ihren Alltag teilt, fragt sich Miša, „ob das die überdimensional große, lebensverändernde Sensation der Liebe war, die in Romanen beschrieben war, und dann wieder bezweifelte ich das“ (RJ: 183). Auch auf die neue Waschmaschine, Geschenk des Parteifunktionärs Genosse Brzda, reagiert die Ich-

Erzählerin, ähnlich wie auf die Fluchtpläne von Ritas Eltern, mit dem Wunsch nach Eindeutigkeit oder vielmehr, Bedeutungslosigkeit, und ist irritiert über die allgemeine Aufregung, die diese unter den Nachbar*innen hervorruft – sie will *an eine Welt glauben*, „in der eine Waschmaschine einfach eine verdammte Waschmaschine war“ (RJ: 118). Auch auf der Ebene der handelnden Figuren und ihren (emotionalen) Beziehungen zueinander wird ein solches Spannungsverhältnis der Uneindeutigkeit, das sich als *Dazwischen* verstehen lässt, immer wieder thematisiert, jenes zwischen Verachtung und Bewunderung. So lässt sich Mišas Mutter immer wieder herablassend über Ritas Eltern und deren nachlässige Haushaltsführung aus – die, nach der von ihrer Mutter Anikó übernommenen Logik des Zusammenhangs von Ordnung und Anstand – in unentschuldbarem Widerspruch zu ihrer gesellschaftlichen Stellung als Ärzt*innen mit Universitätsausbildung steht. Miša, die selbst erstmals mit der Auseinandersetzung von unterschiedlichen Einstellungen, Wünschen und Abneigungen innerhalb enger Freundschaft konfrontiert ist, ist irritiert, dass ihre und Ritas Eltern trotzdem gute Freund*innen sind (RJ: 77).

Die Verhandlung von Grenzziehungen und dem, was *dazwischen* passiert – Widersprüchlichkeit, Mehr- und Uneindeutigkeit – steht in einem größeren Zusammenhang von Transformationen auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene.

5.8 Transformationen

Während der Titel des Romans, *Das letzte rote Jahr*, einen Abschluss suggeriert, ist der Aufbau und die erzählerische Gestaltung von RJ von wechselhaften Bewegungen zwischen Nähe und Distanz, Routine und unerwarteten Ereignissen, Anfang und Ende geprägt, die symbolisch durch die nach Jahreszeiten benannte Kapitelstruktur zur *einer Geschichte* grundlegender Veränderung werden. Durch *wirklichkeitsbezogene* kontextuelle Hinweise wird/werden die Transformation/en Mišas und ihres Beziehungsgefüges sowie gesellschaftliche Veränderungsprozesse erzählerisch gekoppelt.

Zu Beginn der Haupthandlung im ersten und längsten Kapitel „Frühling“ wird auf Annäherungsgespräche zwischen Warschauer Pakt und NATO im Mai 1989 verwiesen. Die politischen Diskussionen der Eltern über Nachrichten wie diese sind Teil des ver-

trauten Alltags, den die Ich-Erzählerin als Ausgangssituation der Erzählung schildert. Sie hat zu diesem Zeitpunkt ein grundlegendes Vertrauen in die Stabilität ihres sozialen Gefüges, welches sie anhand der räumlichen Wohn-Verhältnisse beschreibt: „Das einzige, was uns trennte, war eine Treppe: ein paar Stufen hinauf zu Rita, ein paar Stufen hinab zu Slavka. Wenn es still war, erkannte ich die beiden an ihren Schritten“ (RJ: 13). Die Freundschaft erscheint schicksalhaft und wird von den Eltern als „göttliche Fügung“ (RJ: 15) bezeichnet – der ironische Hinweis auf deren Atheismus (zugleich Teil der offiziellen Staatsdoktrin) hebt den unerschütterlichen Glauben an die Stabilität der Freundschaft umso mehr hervor. Trotz Momenten der Irritation sehen die Freundinnen über untereinander wahrgenommene Differenzen hinweg (RJ: 15), teilen „Spielzeug [...], phasenweise Kleidung und zuletzt die abwehrende Haltung unseren Eltern gegenüber“ (RJ: 15f.). In dieser von der Ich-Erzählerin beschriebenen Ausgangssituation der Erzählung – dem Frühling der Geschichte – befinden sich die Freundinnen, auch symbolisch, noch *zur gleichen Zeit am gleichen Ort*.

Diese Selbstverständlichkeit zeigt jedoch bereits erste Brüche, die in einem Spannungsverhältnis von *Anfang* und *Ende* stehen und durch bestimmte Ereignisse in der ansonsten gerafften Erzählung der Haupthandlung hervorgehoben werden. So wird etwa die erste Periode, der auch in SK besondere Bedeutung zukommt, zu einem Marker für sich anbahnende Veränderungen: „Ich hatte noch nie etwas enden sehen, [...] alles, was ich kannte, waren Anfänge. Einer davon war ausgerechnet am Vortag in mein Leben eingebrochen, als ich in der Schule zur Toilette gegangen und etwas Blut am Toilettenpapier zurückgeblieben war“ (RJ: 22). Während dies für Miša mit Gefühlen von Unsicherheit verbunden ist, erklärt ihre Mutter pragmatisch, „es sei nicht das Ende der Welt [...], sondern im Gegenteil der Anfang des Frauseins“ (RJ: 22). Dieses Ereignis markiert den Beginn einer neuen Phase in der Freundschaft Mišas zu Rita und Slavka sowie ihrer jeweiligen persönlichen Entwicklung. Der szenisch präsentierte Austausch über die Veränderungen des eigenen Körpers – „[i]ch hörte ihnen zu und fragte mich, seit wann sie all das bereits hatten, ohne mir davon erzählt zu haben, wohl aber einander“ (RJ: 24) – regt ein erstes Reflektieren über *das Ende der Kindheit* an, indem diese erstmals zum Gegenstand von Erinnerung wird und nicht länger nur erlebte Gegenwart ist. Während sich Rita und Slavka „ohne große Aufregung“ über Menstruation und Sexualität austauschen (RJ: 51), empfindet

die Ich-Erzählerin Wehmut und Unsicherheit. „[I]ch starrte auf den Holztisch vor uns, an dem wir uns am Spielplatz täglich trafen, mit unseren eingeritzten Initialen [...]. Ich fuhr mit der Hand über das eingeritzte Holz und sehnte mich für einen Moment nach der Zeit zurück, als unsere Körper noch nach gleichen Gesetzen funktionierten“ (RJ: 24). Die Ich-Erzählerin beschreibt hier bereits eine Entfernung von einem geteiltem Zeit-Raum.

Persönliche und gesellschaftliche Veränderungsprozesse werden insbesondere anhand von Orten des Alltags räumlich semantisiert. So ist das Wohnzimmer Ort wechselhafter Bewegungen zwischen Annäherung und Konflikt auf beiden Ebenen, jener der Figuren und jener ihres (sozialen, politischen) Kontextes. Sind die ‚Wohnzimmerabende‘ ihrer Eltern zu Beginn der Erzählung noch eine gewohnte Routine, die die drei Freundinnen regelmäßig vom Flur aus belauschen, spitzt sich einer dieser typischen ‚Wohnzimmerabende‘ unerwartet emotional in einem Thema zu, das im weiteren Verlauf der Erzählung zum anhaltenden Konflikt zwischen den Figuren und ihren unterschiedlichen Positionen wird: der Grenzabbau Ungarns und die plötzlich realistisch scheinende Möglichkeit einer Flucht in den *Westen* (RJ: 56-60). Dass *etwas anders ist als bisher* wird anhand kleiner räumlicher Details erzählt: Wurde die Balkontür im Jahr zuvor noch geschlossen, wenn im Innenraum staatlich verbotene Musik (von Karel Kryl²⁷) läuft, steht sie jetzt weit offen – „und niemand schien sich daran zu stören“ (RJ: 57). Es sind, wie in Kapitel 5.6 bereits ausgeführt, insbesondere die Figuren der Väter, die hier als handlungsführend dargestellt werden: Michal bringt erstmals einen aktiven Fluchtplan ins Gespräch, auf den Mišas Vater heftig ablehnend reagiert (RJ: 58). Zuvor aber löst die Tragweite dieses Fluchtplans, der beinhaltet, Rita und ihren Bruder zunächst in Žilina zurückzulassen, Stille aus – ein zentrales Motiv, in dem tiefgreifende Veränderung und die Ohnmacht, ihr zu begegnen, zusammenlaufen. Auch der in Kapitel 5.7 bereits erwähnte Nachhauseweg etwa dient über seine funktionelle Bedeutung als Übergang hinaus der Semantisierung von Veränderungsprozessen. Während die drei Freundinnen zu Beginn der Erzählung ihren Schulweg gemeinsam gehen, bleibt Rita, nachdem sie von den Fluchtplänen ihrer Eltern erfahren hat, immer häufiger der Schule fern. Auch hier nimmt die Stille den

²⁷ Karel Kryl war ein tschechischer Liedermacher, der zu Zeiten der reformkommunistischen Bewegung in der ČSSR in den 1960er Jahren durch Protestlieder bekannt und infolgedessen vom staatssozialistischen Regime verfolgt wurde. Er arbeitete später aus dem deutschen Exil für den Radiosender Radio Free Europe, ein zentrales Medium der Umbruchbewegungen in der Sowjetunion.

leer gewordenen Raum ein: „Rita fehlte uns, die Stille auf unseren Nachhausewegen wuchs“ (RJ: 63). Als die Fluchtpläne von Ritas Vater später vereitelt werden, setzt nach seinem hörbaren Toben im oberen Stockwerk eine neue, „furchtbare Stille“ ein und die ‚Wohnzimmerabende‘ entfallen für eine Weile (RJ: 126f.).

Auch auf der Ebene der Figuren und ihrer Beziehungen zueinander kündigen unerwartete, unheimliche Ereignisse und Entwicklungen, wie der nächtliche Zusammenstoß im Wohnungsflur mit einem „Frauenkörper“ (RJ: 70), der sich später als Rita herausstellen wird, grundlegende Veränderungen an. Als Miša Alan zu dem nächtlichen Besuch zur Rede stellt, erhält sie nicht den erhofften vertrauensvollen Einbezug in seine Angelegenheiten – sondern Spott. Das Erwachsenwerden ihres Bruders beschreibt die Ich-Erzählerin als exklusiven Zutritt zu einer „geheimnisvolle[n] Welt“ (RJ: 70), der ihr verwehrt wird. „[I]ch hatte erwachsen wirken wollen und war in meinem Versuch, mich ihm anzunähern, doch wieder das kleine Mädchen geworden [...] und ich zog daraus das Resümee, dass, was immer hier nachts vor sich ging, seine Welt nicht verändert hatte, also auch nicht die meine verändern würde [...]. Ich hätte nicht falscher liegen können“ (RJ: 73f.). Mit diesem erzählerischen Vorgriff wird bereits ein deutlicher Hinweis auf bedeutende Veränderungsprozesse gegeben. Auf der symbolischen Ebene zeitlicher Entwicklung kündigt sich entsprechend das „Ende dieses Frühlings“ (RJ: 77) an. Neben solchen Prozessen der Entfremdung eröffnen sich jedoch auch neue Möglichkeitsräume für die Freundinnen. In diesem Zusammenhang widmet die Ich-Erzählerin etwa dem Geschichtsunterricht bei Genosse Baník, ihrem jungen Geschichtslehrer, vergleichsweise große erzählerische Aufmerksamkeit. Mit ihm stellen sie fest, „wie lückenhaft die Geschichte war, die in unseren Büchern stand“ (RJ: 82), behandeln Themen, die üblicherweise ausgespart würden (die Geschichte der ersten tschechoslowakischen Republik, die Politik Stalins) und er erlaubt ihnen, parteikritische Fragen zu stellen. Ihm zufolge liege es an jedem selbst, „sich eine Meinung zu bilden, für uns eine unerhörte, fast schon revolutionäre Aussage“ (RJ: 82).

Während sich Veränderungen auf diese Art und Weise bereits ankündigen, stehen diese jedoch in einem wechselhaften Konflikt zu Motiven der Aufrechterhaltung von Gewissheiten und Ordnung. Sowohl auf der Figuren- und Kontextebene wird der Schein von gewohnter Normalität aufrechterhalten. Es wird „nahtlos an *die üblichen*

Gespräche angeschlossen [...], als hätte es *das eine Gespräch* über Michals Fluchtpläne nie gegeben“ (RJ: 67; Herv. C.S.). Auch das politische Regime stellt die Ich-Erzählerin in ironischer Weise als um Normalität bemüht dar. Die Parlamentswahlen in Polen – zugleich die ersten (teil-)freien Wahlen in Polen seit dem 2. Weltkrieg, bei denen das Bürgerkomitee/Komitet Obywatelski Solidarność (Teil der oppositionellen Gewerkschaftsorganisation) alle frei wählbaren Sitze des Sejm und fast alle Sitze des Senats gewann²⁸ – werden in den Nachrichten lediglich beiläufig erwähnt, „bevor ein langer Beitrag über die Einführung des Teletexts folgte, auf dem man jetzt [...] die Möglichkeit hatte, Horoskope, Passgesetze, Kochrezepte, die Hitparade, das Wetter oder Informationen über AIDS nachzuschlagen, wie der Nachrichtensprecher *in genau dieser Reihenfolge* aufzählte“ (RJ: 66f.; Herv. C.S.). Zum *Ende des Frühlings* wird dieser Kampf um die Aufrechterhaltung gewohnter Ordnung in der emotional aufgeladenen Darstellung eines umfangreichen Wohnungsputzes von Anikó erzählerisch zugespitzt. Die „Wangen rot vor Hitze“ (RJ: 85) zieht Anikó wie ein „reinigende[s] Gewitter“ (ebd. 88) durch die Wohnung: „[S]o brachte sie Ordnung in unser Leben, das die Tendenz hatte, immer wieder von Neuem in Chaos zu geraten“ (RJ: 88).

Als die Eltern erneut zu einem ‚Wohnzimmerabend‘ zusammenkommen, liegt zwischen *den üblichen Themen* jedoch bereits „etwas Neues [...] in der Luft“ (RJ: 91), eine tiefgreifende Veränderung, die für die Ich-Erzählerin bereits spür-, aber noch nicht konkret greifbar ist. Sie spricht an dieser Stelle besonders deutlich aus ihrer gegenwärtigen Position in der erzählerischen Zukunft: „Ich nahm es damals als eine leichte Unstimmigkeit [...] wahr, die bestimmt mit der Zeit vergehen würde, so wie man als Kind denkt, dass es einen ursprünglichen Zustand der Beziehungen gibt, zu dem diese nach kleineren Auseinandersetzungen immer wieder zurückkehren, noch nie hatte ich gesehen, dass sich etwas für immer veränderte, Freundschaften verloren gingen und durch neue ersetzt wurden“ (RJ: 91). Als Teil der Haupthandlung ist diese Veränderung für die jugendliche Miša unerwartet und abrupt, während die (erwachsene) Ich-Erzählerin in Retrospektive jedoch bereits um die (kontinuierlichen) Veränderungsbewegungen ihres/des Lebens weiß.

²⁸ URL: <https://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/292187/freie-wahlen-in-polen>

Das Kapitel „Sommer“ ist entsprechend symbolisch aufgeheizt und weitgehend durch Konflikte und zunehmende Entfremdung bestimmt, sowohl zwischen den Freundinnen als auch zwischen politischer Fiktion und materieller Realität. Kurze Momente der Annäherung und des Einklangs können die verlorenen Verbindungen nicht wiederherstellen. Der letzte Schultag vor den Sommerferien wird zum raum-zeitlichen Ausdruck einer Veränderungsbewegung, die zwischen (vergehender) Vertrautheit und unruhiger Spannung pendelt. Das mit der (materiellen) Realität in Konflikt stehende Wunschdenken wird hier zugleich auf der Ebene persönlicher Entwicklung der Ich-Erzählerin und ihren Freundinnen, wie auch auf der gesellschaftlichen Ebene erzählt. Während Miša es als seltsam, aber aufregend beschreibt, den Tag wie in Kindheitstagen mit Rita und Slavka an ihrer Seite zu verbringen (RJ: 105), lassen sich Gefühle des Zweifels nicht länger zerstreuen. Miša fürchtet sich vor ihren Gefühlen für Radek, „genauso wie ich Ritas inneren Rückzug fürchtete und Slavkas Gefühle für Genosse Baník, am liebsten hätte ich uns drei in eine Zeitkapsel gesperrt, in der wir für immer Kinder blieben“ (RJ: 107). Dieses Motiv der Kindheit, als einer (Ausgangs-)Situation, die von Stabilität und Vertrauen geprägt ist und die es „vor den Wirren unseres Alterns in Sicherheit zu bringen“ gilt (RJ: 108), wird immer wieder durch die Ich-Erzählerin aufgegriffen und als unaufhaltsame Veränderung erlebt. Zugleich steht es in Konflikt mit einem expliziten Wunsch nach innerer Veränderung und Aufbruch. In Bezug auf den gesellschaftspolitischen Kontext wird dies in ähnlicher Weise verdeutlicht durch einen Hinweis auf den „Zwiespalt [...], der zwischen den zwei Versionen unserer Realität lag: der einen voller Friede und Fortschritt, die bei offiziellen Anlässen [...] beschworen wurde, und der anderen Realität des Mangels, die man deutlich wahrnahm, wenn man westliches Fernsehen sah“ (RJ: 106).

Die unaufhaltbare Veränderung, der zu Beginn des Sommers noch primär mit Wehmut und Irritation begegnet wird, ist insbesondere anhand der Beziehung zwischen Miša und Rita beschrieben. Rita steht von Beginn an im Fokus der Veränderungsbeobachtungen der Ich-Erzählerin, wie bereits der Prolog deutlich macht. Hier gibt die Ich-Erzählerin einen ersten Einblick in die Beziehung der beiden, die von Faszination und Ablehnung gleichermaßen geprägt ist: „[I]ch ärgerte mich über sie, ohne genau zu wissen, warum. Natürlich war sie im Fernsehen, dachte ich, und natürlich war ich die echte Kellnerin, während sie bloß eine spielte“ (RJ: 8). Der letzte Satz des Prologs gibt in gewisser Weise den Grundton ihrer besonderen Beziehung, die die

Haupthandlung erzählerisch bestimmt, wieder: „Und obwohl Jahre vergangen waren, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte, kehrte das alte Gefühl sofort zurück: dass sie niemand wirklich kannte, dass niemand wusste, wer sie war, nur ich“ (RJ: 9). Dieses *Wissen* ist jedoch kein abgeschlossener Bestand, sondern ein reflexiver Veränderungsprozess in sich, wie die Erzählung der Haupthandlung – die Erinnerung an *das letzte rote Jahr* – deutlich macht.

Rita wird von Miša in unterschiedlicher Weise als eine den *normalen Lauf der Dinge* irritierende Figur beschrieben. Rita grenzt sich zunehmend von anderen ab und scheint „unbezwingbar“ zu sein (RJ: 45). Sie trinkt Kaffee, „genau wie die Lehrer“ (ebd.), weigert sich, im Schulgebäude ihre Straßenschuhe auszuziehen, was ihr die Bewunderung ihrer Mitschüler*innen einbringt und fordert die von ihr konstatierte mangelnde sozialistische Überzeugung ihrer Lehrer*innen heraus (RJ: 45-48). Auch auf der räumlichen Ebene werden diese Veränderung verdeutlicht. Zu Beginn des Sommers hat Rita ihr Zimmer umgeräumt, das bis dahin noch (der Gleichförmigkeit des Wohnviertels entsprechend) identisch mit jenem von Miša möbliert war (RJ: 24, siehe Kap. 6.5). Als Miša und Rita nochmals gemeinsam in den Keller hinabsteigen, um nach alten Kinderbüchern zu suchen, ist dies auch als symbolisches Herabsteigen in vergangene und verlorene Zeiten zu verstehen. Miša sucht „nach einem alten Teil unserer Freundschaft, der uns wieder zusammenkleben könnte“ (RJ: 97). Stattdessen findet sie jedoch nur einen kurzen Moment der Nähe, bevor sie sich durch Ritas Frage, *ob sie glücklich sei*, „noch mehr aus ihrem Leben ausgeschlossen [fühlt, C.S.] als bisher, und so sagte ich, um diese Kluft irgendwie zu überbrücken: Ja, natürlich bin ich glücklich“ (RJ: 98). Rita fordert hier und in weiteren Situationen die Reflexionsfähigkeit der Ich-Erzählerin heraus, indem sie ihr als eine Art Projektionsfläche eigener Handlungs(un)fähigkeit dient. Das wird deutlich in der Art und Weise, wie Miša mit solchen für sie herausfordernden Fragen und Handlungen Ritas umgeht. Sie redet mehrfach im Nachgang von Situationen wie diesen in ‚Kopf-Gesprächen‘ auf Rita ein. Als die Freundinnen von den Fluchtüberlegungen von Ritas Eltern erfahren und Rita mit Rückzug reagiert, versucht Miša etwa, sie in Gedanken davon zu überzeugen, dass diese kein Grund zur Sorge seien – „[a]ber ich schaffte es nicht einmal, mich selbst zu überzeugen“ (RJ: 69). Rita und Miša driften aus Sicht der Ich-Erzählerin zunehmend in „zu verschiedene Welten“ ab (RJ: 157). Diese sind jedoch nicht statisch voneinander abgegrenzt, sondern vielmehr durch Annäherungs-

und Entfremdungsbewegungen gekennzeichnet. Orientierungspunkte auf der Ebene der Beziehungen zwischen Figuren sind dabei für die Ich-Erzählerin *das Vergangene*, die Kindheit, jene Zeit, in der (retrospektiv idealisiert) noch alles in Ordnung war, und *das Zukünftige*, Ungewisse, das in der Gegenwart der Erzählung bereits spürbar ist – nicht zuletzt, weil die Erzählung *als Erinnerung* aus der erzählerischen Zukunft erzählt wird. Die zunehmend durch Irritation und Entfremdung bestimmte Beziehung Mišas zu Rita wird stellenweise durch Momente der kindlichen Nähe durchbrochen bzw. die Erinnerung daran, wie es *früher immer* gewesen war (z.B. das Händehalten, RJ: 98; siehe Kap. 6.6), die der Ich-Erzählerin kurz das Gefühl geben, „dass es nichts gab, was unsere Freundschaft erschüttern würde“ (RJ: 122).

Dem gegenüber steht eine *neue Rita* (RJ: 132), die in der Ich-Erzählerin Ablehnung und zugleich den Wunsch nach eigener Handlungsfähigkeit auslöst. Die *neue Rita* begegnet Miša mit einer kühlen Gleichgültigkeit, die sie bisher nur gegenüber Autoritätspersonen gezeigt hatte: „Ich erkannte sie nicht, oder vielleicht war es umgekehrt, und ich erkannte etwas in ihr, das ich nie in ihr hatte sehen wollen und das doch immer da gewesen war, eine Rohheit, die Fähigkeit, sich plötzlich abzuwenden, jemanden auszuschließen, abzuschneiden, wenn es ihr passte“ (RJ: 132). Überfordert mit diesen Gefühlen, bietet ein Sommerferienlager der Pioniere, für das ihr Vater sie ungefragt angemeldet hat, Miša die willkommene Gelegenheit, dem angespannten sozialen Umfeld für einige Wochen zu entfliehen. Zugleich wird das abgeschieden in den Bergen liegende Ferienlager für sie zum Ort eigener Grenzüberschreitungen und *Agency*: Ein wütendes Telefongespräch mit ihrem Vater, das ebenbürtige „Kräftemessen zwischen den Geschlechtern“ (RJ: 136), heimliche Treffen mit anderen Pionier*innen nachts am Lagerfeuer, erste sexuelle Erfahrungen. Auch erfährt Miša dort über Radek von der Grenzöffnung bei Sopron und der Flucht mehrerer Hundert Personen aus der DDR innerhalb weniger Stunden. Sie beginnt erstmals, die politischen Ereignisse und persönliche Erlebnisse zu verknüpfen: „In meinem Kopf begann sich alles zu drehen. Ich dachte daran, Rita zu verlieren, an Slavka und ihren Knöchel, an meinen Vater und Genosse Brzda und die verdamnte Waschmaschine [...] – es war, als wäre all das von Radeks Neuigkeiten betroffen, als wäre alles in einem fliegenden Teppich miteinander verwoben, auf dem wir saßen und von dem wir nicht wussten, wohin er uns bringen würde. Ich hatte keine Lust mehr auf diese Ungewissheiten, ich wollte *eine neue Welt*, einen, Himmel, der nicht geteilt war, eine Welt aus

Reisen und Büchern und mittendrin Radek“ (RJ: 143; Herv. C.S.). Mit neuem Selbstbewusstsein ausgestattet – „[I]mmer wieder dachte ich daran, dass ich nun endlich mit einem Fuß in Ritas Welt gestiegen war, eine Welt, in der man einfach tat, was man wollte“ (RJ: 146) – fährt Miša zurück nach Žilina. Dort endet *der Sommer* jedoch mit einem „Drama“ (RJ: 147), das sie in ihren Alltag zurückwirft. Die Eltern Mišas haben die minderjährige Rita im Bett von Alan erwischt und versuchen Miša zur Einschränkung des Kontakts zu drängen: „[I]ch kann dir nicht verbieten, sie zu sehen, aber ich warne dich, je weniger Zeit du mit Rita verbringst, desto besser“ (RJ: 148).

Im dritten Kapitel ist es *Herbst* geworden, „der nach dem heißen Sommer von einem Tag auf den anderen über uns hereingebrochen war, so schnell, dass einige Nachbarn noch tagelang trotz Wind und Regen ungläubig in Sandalen herumliefen“ (RJ: 150). Diese räumliche Beschreibung kann als symbolisch-bildhafte Grundatmosphäre dieses Teils der Geschichte gelesen werden. War der Sommer noch von Konflikten bestimmt, hat nun eine stille, unaufhaltsame Endgültigkeit eingesetzt: „[I]n der Welt war einiges in Bewegung gekommen, [...] während sich in unserem Haus nichts grundlegend verändert hatte“ (RJ: 174). Der politische Kontext befindet sich mit der Grenzöffnung Ungarns in Aufruhr, während in der Nachbarschaft zunächst alles ‚beim Alten‘ zu bleiben scheint. Der iterativ erzählte Alltag wird durch ein unerwartetes Ereignis unterbrochen: Im Wohnhaus bricht ein Feuer aus (RJ: 154ff.). Feuer ist in der Literatur allgemein ein sehr facettenreiches Symbol (siehe etwa Ferber 2014: 73ff.); in RJ kann es als symbolische Verstärkung von (unaufhaltsamen) Veränderungsprozessen interpretiert werden. Als Miša von ihrer Mutter über den Ausbruch des Feuers alarmiert wird und aus dem Haus läuft, greift sie nach ihrer Jacke, „die noch nach den Lagerfeuern im Pionierlager roch, oder vielleicht roch ich bereits den Rauch, der sich im Treppenhaus ausbreitete“ (RJ: 154). Draußen steht die Nachbarschaft in sicherem Abstand wie hinter einer unsichtbaren Linie, „nur eine stand näher am [brennenden, C.S.] Haus als alle anderen“: Rita (RJ:155). Erneut ist Rita jene Figur, die bestehende Grenzen herausfordert. Das brennende Haus wiederum steht der eintönigen Gleichförmigkeit der Wohnsiedlung vom Beginn der Erzählung gegenüber – eine Ordnung, die nun zerfällt. Auch in Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse fungiert *das brennende Haus* als bildhafte Darstellung: Erich Honecker (Generalsekretär der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, SED) ist zurückgetreten, die ungarisch-österreichische Grenze geöffnet und Ungarn zur Republik aus-

gerufen worden. Auch auf der Figurenebene öffnet sich ein kurzer Möglichkeitsraum, als Miša, Rita und Alan diese Ereignisse während heimlicher gemeinsamer ‚Küchenvormittage‘ (Mišas ist im Krankenstand, Rita schwänzt die Schule, Alan arbeitet nachts im Schichtbetrieb, die Eltern sind tagsüber arbeiten) offen diskutieren. Wiederum ist es Mišas Großmutter Anikó, die zu Besuch kommt und dadurch (vorübergehend) „mit ihrer bloßen Präsenz für Ordnung“ sorgt (RJ: 178).

Diese Ordnung jedoch bringt Neuerungen mit sich. Miša wird von Anikó darin bestärkt, eigene Handlungsentscheidungen zu treffen: „[W]as immer dein Vater durch die Wohnung brüllt, interessiert niemanden, aber was du willst, das solltest du wissen“ (RJ: 179). Auch hier stellt sie sich erneut mit erhabener Gelassenheit den Wutausbrüchen der männlichen (Vater-)Figur entgegen (wie später gegen Ritas Vater, s.u./Kap. 5.6) und verschafft Miša Raum zur Selbstreflexion: „Ich wälzte ihre Frage in meinem Kopf hin und her, eine Frage, die mir noch nie jemand in dieser Form gestellt hatte, [...] alles, was mir dazu einfiel [, war, C.S.], dass ich nicht wie Mutter und Vater und auch nicht wie Alan sein wollte“ (RJ: 179). Auch das Gymnasium, das die drei Freundinnen von nun an besuchen, ist nicht nur ein neuer Schauplatz der Erzählung, sondern für die Ich-Erzählerin auf der zeitlichen Ebene ein herbeigesehnter Neuanfang und auf der räumlichen Ebene ein neuer Handlungsraum der Erzählung, welcher von der Konfrontation mit dem Erwachsenwerden geprägt ist (RJ: 164ff.). Ihre Literaturlehrerin Genossin Andrašová motiviert sie, über das Lesen hinaus mit dem Schreiben eigener Texte zu beginnen (RJ: 182). Zum Zeitpunkt der Haupthandlung ist die Ich-Erzählerin noch nicht bereit dazu, sie sitzt erstarrt am Schreibtisch mit den Worten ihrer Lehrerin im Kopf: „[S]chreiben Sie, schreiben Sie, schreiben Sie“ (RJ: 185) – ein nachhaltiges Mantra, denn die*der Leser*in weiß durch den Prolog bereits, dass Miša später Schriftstellerin werden wird. Bereits bei der Entdeckung ihres Lieblingsromans *Der geteilte Himmel* (siehe Kap. 5.7) steht dies als leise Ahnung im Raum: „Vielleicht war das hier mein Platz, so wie Turnen Slavkas Platz war und Ritas Platz die Pioniere, so gab es für mich diesen Text, einen solchen würde ich einmal schreiben, eine Geschichte, die alle anderen Geschichten unnötig machte“ (RJ: 129).

Die Liebe zur Literatur erweist sich zudem als ein Moment des Aufbegehrens gegen jene Macht, die Miša Rita in all ihren Handlungen und Entscheidungen zuspricht. Rita hält Romane für „erfundene[n] Quatsch“ (RJ: 175) und liest selbst lieber Sachbücher,

wovon sich Miša jedoch nicht beirren lässt. Auch die ablehnende Haltung ihrer Eltern hat keinen Einfluss auf Mišas Überzeugung, in Romanen Antworten auf die Fragen des Lebens und Zuflucht finden zu können. Die Entwicklung von Mišas *Agency* anhand ihrer Leidenschaft für Literatur macht insgesamt deutlich, dass diese weder linear, noch abgeschlossen ist. Vielmehr wechseln sich der Wunsch nach Zuflucht (in Vertrautem) und der Wunsch nach Aufbruch und eigener Handlungsmacht beständig ab; die Erzählung der Ereignisse *des letzten roten Jahres* und der Bedeutung von Lesen und Literatur (insbesondere ihres Lieblingsromans) ist eine Bewegung in das Vergangene, das dadurch wiederum an Gegenwart gewinnt. Die Gegenwart in der Erzählung des Vergangenen wird wiederum deutlich in der Verwendung österreichischer Dialektausdrücke wie Kassa (RJ: 85) oder Jause (RJ: 46). Das Erlernen der deutschen Sprache ist insgesamt Teil der Entwicklung von Mišas Handlungsmacht (ähnlich wie in SK), wobei es wiederum Rita ist, die ihr dabei als Spiegel dient: „[I]ch würde diese Sprache schneller und besser lernen als sie, Sprachen würden meine Domäne sein oder schlimmstenfalls eine, die wir teilten, aber bestimmt keine, in der sie mich auch noch übertraf“ (RJ: 164).

Rita, Anikó, Monika und Genossin Andrašová prägen die Ich-Erzählerin in der Entwicklung eigener *Agency* insbesondere in Zusammenhang mit Vorstellungen von Erwachsenwerden und *Weiblichkeit*, welche entlang der Beobachtung von Körpern verhandelt werden. Über den gesamten Verlauf des Romans wird regelmäßig der Blick der Ich-Erzählerin auf die Körper der anderen (insbesondere der weiblichen) Figuren, aber auch ihren eigenen gelenkt. Auch auf diese Weise werden Veränderungs- und Abgrenzungsprozesse quasi räumlich sichtbar. Den von ihr beneideten weiblichen Rundungen Ritas (RJ: 140) stellt die Ich-Erzählerin die eigene „jungenhafte“ (RJ: 14) bzw. „kindliche Schlaksigkeit“ (RJ: 140) gegenüber – ihr Körper hat, wie sie selbst, „keine rechte Lust, [...] erwachsen zu werden“ (RJ: 184). Slavka beneidet sie um ihre „bunten Kleider, hüftlangen Haare und glitzernden Ohrringe, dann wieder, ganz wie Mutter, verachtete ich sie dafür, ihrem Äußeren so viel Bedeutung beizumessen“ (RJ: 71). Ähnlich wie in SK (siehe Kap. 5.2) ist das Ausverhandeln von *Weiblichkeit* von Konflikten zwischen Emanzipation und der Anpassung an (Schönheits-)Normen bestimmt. Am Ende des *Sommers* wünscht sich die Ich-Erzählerin, mit ihrer Mutter in einen Friseursalon zu gehen, „mir die Haare schneiden lassen [...], vielleicht sogar eine Dauerwelle, ich wollte ihren Nagellack tragen und ihren Lippen-

stift ausprobieren“ (RJ: 147). Für die Ich-Erzählerin ist diese Vorstellung mit einem Gefühl von selbstbewusstem Erwachsenwerden verbunden, das sie genauso häufig überkommt, wie der (entgegengesetzte) Wunsch, die Zeit zurückzudrehen und wieder *einfach nur Kind* sein zu können. *Weiblichkeit* und *Frausein* sind mit Stärke, aber auch mit Entfremdung verbunden: „Ich fragte mich, ob vielleicht sowohl Rita als auch Slavka bereits Frauen geworden waren, die sich nur mir zuliebe als Gleichaltrige ausgaben“ (RJ: 188). Für das eigene *Erwachsenwerden* und die Entwicklung von Handlungsmacht sind die Konflikte mit ihrer Mutter, die nach und nach an Subtilität verlieren, ein wichtiges Moment. Als Monika Miša moralisierende Vorwürfe macht, Radek zu sich nach Hause eingeladen zu haben, findet diese erstmals zu einem für sie neuen Selbstbewusstsein: „Ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, ihr zu widersprechen, [...] bis mir klar wurde, dass ich diesen Kampf nicht verlieren konnte, denn es gab rein gar nichts, was Mutter tun konnte, um mich aufzuhalten, ich würde mit ihr oder ohne sie erwachsen werden“ (RJ: 169). Neben Rita und Miša findet auch Slavka gegen Ende des *Herbst* zu eigener Handlungsmacht, sie gibt ihren (Kindheits-)Traum einer Gymnastikkarriere auf und lehnt sich gegen ihren neuen Geschichtslehrer am Gymnasium auf, der, im Gegensatz zu Genosse Baník, keine (system-)kritischen Fragen zulässt (RJ: 180). Mit der Grenzöffnung Ungarns verändert sich ihr vormals prekärer Status als Dissidententochter und sie entwickelt ein „neues Selbstbewusstsein, das dem von Rita in nichts nachstand“ (RJ:215).

Der Geburtstag von Mišas Mutter am Ende des dritten Kapitels wird durch dessen szenische Präsentation besonders hervorgehoben und ist zugleich eine Überleitung zum letzten Kapitel „Winter“ – der Anfang vom Ende. Mišas Vater führt die Familie zum Essen in ein Restaurant aus (wie auch die Satellitenschüssel und die Waschmaschine Ausdruck einer vergleichsweise privilegierten Position), zu dem sich sein Kollege und Parteifunktionär Genosse Brzda selbst einlädt. Alan provoziert Brzda offen mit systemkritischen Fragen, dem nichts anderes übrig bleibt, als „sich mit einem traditionell bestickten Taschentuch den Schweiß von der Stirn“ (RJ: 191) zu wischen, ein Bild, das symbolisch für die leeren Phrasen um die Stabilität des staatssozialistischen Systems steht, die zu beschwören angesichts der politischen Ereignisse in Ungarn und der DDR zunehmend „wackelig und lächerlich“ erscheint (RJ: 190f.). Wieder beginnt sich in Mišas Kopf alles zu drehen, „Mutters stumme, geschminkte Lippen, Vaters glorreiche Worte, Brzdas konstant schwitzende Stirn, Alans Grinsen

und Anikós zusammengekniffene Augen“ (RJ: 192) – eine ganze Palette an Emotionen und Reaktionen auf die spürbaren Veränderungen.

Zu Beginn des *Winters* haben Alan und Rita ihre Fluchtpläne in die Tat umgesetzt. Unbemerkt sind sie verschwunden und Miša wird von ihrer Mutter, ihrem Vater, Anikó und den Eltern Ritas nacheinander befragt. Von ihren und Ritas Eltern wird sie vorwurfsvoll bedrängt, von Anikó dagegen verteidigt. Miša entscheidet sich, ihr Wissen zu verschweigen, „um das kleine Feuer, das Rita in mir hinterlassen hatte, nicht zu verlieren. Siehst du, ohne dich bin ich völlig gewöhnlich, sagte ich in meinem Kopf zu Rita“ (RJ: 199f.). Dies ist zugleich einer der explizitesten Hinweise auf jene Macht Ritas, in Miša Reflexionsprozesse und den Wunsch nach eigener Handlungsmacht auszulösen, die ihr von der Ich-Erzählerin zugesprochen wird – erneut durch das symbolische Bild des Feuers ausgedrückt. Jene grundlegenden Veränderungen, die sich bereits in den vorherigen Kapiteln angekündigt haben, scheinen nun endgültig. Eine *neue Stille* erfüllt den Alltag, sie ist „unangenehm, ohrenbetäubend, [...] ein ständiger Vorwurf, der sich fast zu einem neuen Familienmitglied entwickelte“ (RJ: 206). Die Wohnung und sämtliche Interaktionen mit ihrer Familie sind für Miša von fassungslosem Schweigen, Leere und Resignation geprägt (RJ: 204ff.). Die Tage sind „gleichförmig und fahl“ (RJ: 204), genau wie das Wohnviertel – und doch sind unaufhaltsame Veränderungen im Gange. Die Faszination *der anderen Welt, des Westens*, fällt in sich zusammen, die Geschenke, die Mišas Vater von seiner letzten Dienstreise nach Österreich mitbringt, spielen keine Rolle mehr (RJ: 211). Über Radio Freies Europa erfahren Miša und Radek schließlich vom Fall der Berliner Mauer, ein *historischer Moment*: „Ostdeutschland ist frei“ (RJ: 216). Den Begriff der Freiheit verarbeitet die Ich-Erzählerin wiederum mit Bezug auf Rita, „[d]ie einzige, der ich diesen Begriff zugeordnet hätte, [...] sie hätte sofort gewusst, was damit zu tun war“ (RJ: 216). Hier wird wiederum deutlich, dass Rita nicht nur handelnde Figur, sondern auch eine Form der Reflexion ist, die der Ich-Erzählerin den Umgang mit unerwarteten und überfordernden Ereignissen und Entwicklungen ermöglicht.

So, wie sich die politischen Ereignisse überschlagen, nimmt auch das Tempo der Erzählung auf den letzten Seiten stark zu. Der Fernseher läuft ununterbrochen, die Welt erscheint der Ich-Erzählerin surreal: „Je mehr Aufruhr es in den Nachrichten gab, desto stiller wurde es bei uns zu Hause“ (RJ: 217). Der politischen Aufbruch-

stimmung, den Krisensitzungen auf Regierungsebene, Demonstrationen und Aufregung in der Schule steht die Stille und (vordergründige) Apathie des Alltags gegenüber: „Vater las die Zeitung mit wachsender Unruhe, ich fühlte, wie er mich und Mutter versunken beobachtete, ich konnte spüren, wie etwas in ihm eine Grenze erreichte [...]. Etwas reifte in ihm, eine Entscheidung oder ein Zusammenbruch, auf jeden Fall etwas, was bald über uns alle hereinbrechen würde wie ein Wirbelsturm“ (RJ: 221). Nichts mehr scheint der alten Ordnung zu folgen, „ohne dass es eine neue Ordnung gab“ (ebd.) – und nicht einmal mehr Anikó kann Ordnung schaffen (vgl. RJ: 217). Die surreal anmutende Verwobenheit von unaufhaltsamen Veränderungsbewegungen und Bewegungsunfähigkeit wird von der Ich-Erzählerin in ein letztes Bild gefasst: Nach der verkündeten Entscheidung des Umzugs „war [es] Anikó, die auf den Tisch schlug, dass die Teller aneinanderkrachten. Was soll das bedeuten, seid ihr jetzt alle übergeschnappt, schrie sie, während Mutter sie mit einer leichten Berührung auf den Unterarm zu beruhigen versuchte und ich über ihre drei Köpfe hinweg zur Küchenuhr sah, die seit ein paar Tagen auf acht Uhr stehen geblieben war, ohne dass es jemandem aufgefallen wäre“ (RJ: 223). Diese bildhafte Gegenüberstellung von (statischer) Uhrzeit und (beweglicher) Zeiterfahrung lässt sich wiederum in Hinblick auf die Wirkmächtigkeit von Narrativen, individuelle und gesellschaftliche Erfahrungen in ihrer Bedeutung zu strukturieren, interpretieren. Die stehengebliebene Uhr repräsentiert einen Bruch, der als solcher erst im Nachhinein durch Reflexion und Erinnerung seine symbolische Bedeutung erlangt, ähnlich dem ‚Fall des Eisernen Vorhangs‘, das als plötzliches, punktuelles Ereignis ins kulturelle Gedächtnis eingegangen ist, während es in RJ als wechselhafter, unabgeschlossener Prozess erzählt wird.

Zusammenfassung

In beiden Romanen werden zentrale Motive der Debatte um die Transformation(en) der *Second World* zu *Osteuropa* als „the second Other of Europe“ (Kulawik 2020a: 1) verhandelt. Die in Kapitel 2 angesprochene „implosion of multiple spatial, political, and epistemic boundaries“ (ebd.: 2) um das Jahr 1989 vollzieht sich nicht nur im Kontext der politisch-ökonomischen Systemtransformation, sondern auch in Hinblick auf Pubertät und Erwachsenwerden sowie das Ausverhandeln von Fragen der Identität und Zugehörigkeit. Als Gegenerzählungen zu etablierten Narrativen um den Zusammenbruch einer binären Weltordnung als ‚Neuanfang ohne Geschichte‘ leisten sie so einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung um die „Tempo-localities“ (Tlostanova 2015: 32) eines sich transformierenden globalen Gefüges. Brüche (im Plural) werden in den Romanen nicht auf einmalige Ereignisse mit einem klaren Vorher/Nachher und Anfang/Ende reduziert, sondern als Reflexionsprozesse erzählt, in denen normative Erwartungen und als konsistent imaginierte zwischenmenschliche und gesellschaftliche Beziehungen mit der Widersprüchlichkeit von Erfahrungswelten aufeinanderprallen.

So werden in SK und RJ von den Ich-Erzählerinnen internalisierte Narrative der Konfrontation von *Westen* und *Osten* bzw. von Kapitalismus und Staatssozialismus zur eigenen räumlich-zeitlichen, wie ideologischen Verortung aufgerufen, während zugleich die Brüchigkeit dieser Grenzziehungen hervorgehoben wird, etwa über das widersprüchliche Handeln von Figuren oder ironisch überzeichnete Vorstellungsbilder. In SK beschreibt die Ich-Erzählerin Mischka ihre Emigration nach Wien als eine Reise in eine *andere Welt*. Das Versprechen „westlicher Freiheit“ (SK: 55) bleibt dabei jedoch uneingelöst. Die „Grenze zwischen UdSSR und Mond“ (SK: 23) wird für einen kurzen Moment durchlässig (die als Urlaubsreise getarnte Flucht gelingt), dann unüberwindbar (die Unmöglichkeit, zur Beerdigung der Großmutter und des Vaters nach Russland zu reisen) und schließlich öffnet sie sich mit dem ‚Fall des Eisernen Vorhangs‘, während die Ich-Erzählerin im gleichen Moment mit neuen Grenzen konfrontiert ist. Das selbst erklärte *Westkind* findet im gegenwärtigen Russland nicht länger die konservierte, vertraute *Welt* der Kindheit vor, sondern eine fragmentierte Kulisse vertrauter Erinnerungsbilder und akuter Entfremdungsgefühle – Teile ihrer eigenen, fragmentierten Identität. Ein verbindendes Element all dieser *Welten* ist da-

bei der erzählerischen Verarbeitung des intergenerationalen Traumas gewaltvoller Antisemitismus-Erfahrungen und von Migration als (post-)staatssozialistische Zeit-Raum-Erfahrung, in der sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als (verdrängte) Erinnerungen und Erwartungen überlagern.

In RJ wird die Problematik des Konflikts zwischen gesellschaftlich normierten Vorstellungen und individuellen Erfahrungswelten im wiederkehrenden Erzählstrang um die Flucht in *den Westen* verarbeitet, über den nicht nur der Zustand des zerfallenden staatssozialistischen Systems verhandelt wird, sondern v.a. die sozialen Beziehungen der Figuren. Die Widersprüchlichkeit von Grenzziehungen und Positionierungen wird hier insbesondere entlang der Entwicklung Ritas erzählt, die für die Ich-Erzählerin ein wichtiger Orientierungspunkt ist – und letztlich der Anlass, die Geschichte des *letzten roten Jahres* zu erzählen. Während Rita als am vehementesten von der Idee des Kommunismus und der Reform des realsozialistischen Systems überzeugt dargestellt wird, ist sie schließlich die erste, die Žilina verlässt. Die *Flucht in* den von ihr vielfach kritisierten kapitalistischen *Westen* ist jedoch in erster Linie eine *Flucht aus* ihrem gewaltvollen familiären Umfeld und damit aus begrenzten Handlungsspielräumen. Auch auf der Ebene der erzählerischen Vermittlung wird mit vermeintlich klaren Strukturen gebrochen: Das symbolische Jahr 1989 als erzählerischer und ‚zeitlich begrenzter‘ Rahmen wird in Jahreszeiten und damit in eine zirkuläre bzw. endlose Struktur überführt und entlang dieser die wechselhafte, unabgeschlossene Geschichte einer Freundschaft erzählt. Die Erzählung insgesamt fungiert so als Erinnerungsort einer tiefgreifenden Transformation nicht nur gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern des sozialen Gefüges und der Identität der Romanfiguren als Teil dieser.

Der Zusammenbruch des Staatssozialismus als Verschiebung globaler (Macht-)Verhältnisse hebt dessen ‚Vergangenheit‘ nicht auf, sondern diese wird vielmehr in Form von Erinnerungen stets in der Gegenwart aktualisiert und hat unmittelbaren Einfluss auf Zukunftserwartungen. Dies wird in SK noch zusätzlich durch die nichtlineare Erzählweise hervorgehoben (z.B. die Reihenfolge der ‚Lektionen‘ zu Beginn des Romans und die Einschübe *Spaltkopfs*). Die jeweiligen Ich-Erzählerinnen verorten sich in ihrem Verhältnis zum *Damals* einer *Welt*, die im Verlauf der beiden Erzählungen nach und nach zerfällt und schließlich nur mehr über Erinnerungen zugänglich ist – und gerade durch diesen Prozess neue Bedeutung und Materialität gewinnt. Diese

Welt ist nicht *das andere Europa* im Sinne eines *Othering* von *Osteuropa* (und von post-/staatssozialistischen Erfahrungen), das als „grey zone of Europe, [...] [that, C.S] is neither in nor out but somewhere in between“ (Koobak/Marling 2014: 334) aus akademischen Debatten verschwindet. Vielmehr wird das Dazwischen zum Ausgangspunkt von Wissen und Erleben: Eine Zwischenwelt aus Erinnerungen, Erwartungen und Erfahrungen (Kindheit, Pubertät, Migration, Flucht), die mit den politökonomischen (Macht-)Strukturen globaler poststaatssozialistischer, kapitalistischer Verhältnisse verknüpft sind, mit normativen Vorstellungen von Geschlechterbeziehungen ebenso wie mit Klassenpositionen und Rassismus-/Antisemitismuserfahrungen. Als narrative Sichtbarmachung von Zwischenwelten²⁹ und literarische Reflexion von handlungsmächtigen Subjekten *mit Geschichte* stellen die beiden Romane somit einen Entwurf von „countergeographies and counterhistories of globalization“ (Grabowska 2012: 407) dar.

²⁹ Dieser Gedanke schließt an den Ansatz der Künstlerin Stefanie Sourial an, über ihre kollaborative Performance „City of Diaspora“ Zwischenwelten migrantischer und diasporischer Erfahrungen künstlerisch erfahrbar zu machen (Nussmayr 2021).

6. Conclusio

„That is why I like novels: instead of heroes they have people in them“

(Ursula K. Le Guin 1986: 4)

“There are several Europes,
in time and in space,
in dreams and in memories,
in reality and in fantasy.”

(Cărtărescu 2003: 66)

Anlass der vorliegenden Masterarbeit und der Bearbeitung der Frage, welchen Beitrag die Auseinandersetzung mit fiktionaler Literatur zu transnational feministischen und postkolonialen Theoriedebatten um die Transformation(en) *Osteuropas* leisten kann, waren zunächst die jubiläumsbedingten medialen Beschwörungen europäischer und deutsch-deutscher Einheit im Jahr 2019/2020. Die Vorstellung, mit dem Zusammenbruch der UdSSR am *Ende der Geschichte* angelangt zu sein, galt schon kurz nach der Veröffentlichung des gleichnamigen Buches von Francis Fukuyama (1992) als hinfällig – und wird doch wieder und wieder (re-)aktiviert. Narrative der *Rückkehr nach Europa* und einer *aufholenden Fortschrittsentwicklung* der früheren *Second World* und des heutigen *Osteuropas* haben lange auch vermeintlich neutrale Ansätze politikwissenschaftlicher Transformations- und Osteuropaforschung bestimmt. Inzwischen erfahren Impulse aus der transnationalen feministischen Theorie und den Gender Studies, sowie der Postkolonialen Theorie, die bereits seit den 1990er Jahren auf die Leerstellen politikwissenschaftlicher Mainstream-Ansätze der *Transformation Osteuropas* aufmerksam machen, vermehrte Aufmerksamkeit. Im Kontext der anhaltenden Krisen des globalen Kapitalismus (Liebhart 2017), konflikthaften Prozessen der Nationalstaatsbildung auf dem Gebiet der ehemaligen UdSSR und Ex-Jugoslawien im Zusammenhang mit Prozessen der Globalisierung und EU-Erweiterung bzw. -Grenzsicherung (Zhurzhenko 2010: 20, 36ff.), enttäuschten Erwartungen angesichts der Instabilität (vermeintlich konsolidierter) demokratischer Strukturen und eines zunehmenden Rechtspopulismus in Europa, sowie politischen Kämpfen um die Deutung der Vergangenheit fordern queer-/feministische und post-/dekoloniale Ansätze zunehmend etablierte Narrative der Transformationen nach 1989 heraus. Beispielhaft sei hier etwa der von Peggy Piesche (2020) herausgege-

bene Sammelband „Labor 89. Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost“ genannt, der intersektionale Perspektiven politischer Aktivist*innen erzählt und mit etablierten Wende-Narrativen bricht.

Die Produktivität dieser Impulse wird umso mehr verstärkt durch innerfeministische Debatten und Kritik an der unzureichenden Reflexion globaler Machtverhältnisse in der Verhandlung der Transformation(en) der *Second World* von einer politisch-ökonomischen Einheit zum (Vorstellungs-)Raum kulturalisierter und ethnisierter Grenzziehungen (Kulawik 2020a: 1f.). Die Auseinandersetzung mit dieser Debatte führte zu einem wiederkehrenden gemeinsamen Bezugspunkt – die Bedeutung und Wirkmächtigkeit von Narrativen. Nicht nur im (medialen, sozialen) Alltag, sondern auch innerhalb der Wissenschaft spielen Narrative eine prägendere Rolle, als ihnen auf dieser gemeinhin als neutral und objektiv verstandenen, reflexiven Metaebene zugestanden wird. Der Aufruf, Theoriearbeit als kreative Forschungspraxis (vgl. Spivak im Gespräch mit Suzana Milevska 2008 [2003]) und „crazy quilting, dirty blending, and creolizing [...] that unfolds contested knowledge“ (Kulawik 2020b: 100) zu verstehen, motivierte daher eine Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten des Dialogs zwischen der in Kap. 2 zusammengefassten theoretischen Debatte und einer anderen reflexiven Metaebene sozialer Verhältnisse – fiktionaler Literatur. Das geteilte Element des Narrativen von ansonsten eher strikt voneinander getrennten Wissenssphären war der Ausgangspunkt dieses Dialogs. Narrative haben zentrale gestalterische und handlungsanleitende Bedeutung in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen und der zeit-räumlichen Verortung und Strukturierung von Identitäten, Erfahrungen, Vorstellungen und Erwartungen (vgl. Somers/Gibson 1993: 2). Literarische fiktive Erzählungen wiederum haben gerade durch die künstlerische Möglichkeit, über die „Alternative wahr/unwahr“ (Koschorke 2012: 18) hinauszugehen, das Potential, eben jene unreflektierten Grundannahmen und Orientierungspunkte der politikwissenschaftlichen Mainstream-, aber auch transnational feministischer und postkolonialer Perspektiven auf die Transformation(en) Osteuropas aufzubrechen. Die Analyse vielschichtiger Erzählweisen von Grenzziehungen zwischen und Transformationen von Vorstellungswelten kann einen Beitrag zu kreativer, disziplinüberschreitender Theoriearbeit zu leisten, indem Romane als *Gegenerzählungen* zu etablierten politikwissenschaftlichen Vorstellungen der Transformation(en) Osteuropas gelesen und diese so neu verhandelt werden.

Aufbau und Durchführung der vorliegenden Masterarbeit hat sich, in Einklang mit institutionellen Anforderungen, an einer Kombination transnational feministischer und postkolonialer politikwissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Theorie- und Methodenansätze (Kap. 4) orientiert. Die Analyse der ausgewählten Romane „Das letzte rote Jahr“ von Susanne Gregor (2019) und „Spaltkopf“ von Julia Rabinowich (2011 [2008]) erfolgte anhand dreier aus der theoretischen Debatte um die *Transformationen Osteuropas* (Kap. 2) abgeleiteter Leitmotive, die wiederum anhand der Dimensionen von Raum, Zeit und Handlungsmacht/*Agency* präzisiert wurden, die sowohl in dieser Debatte, als auch in der Analyse fiktionaler Literatur im Kontext und als Teil gesellschaftlicher Verhältnisse eine zentrale Rolle spielen (Kap. 2.4 und Kap. 3). Diese Leitmotive beziehen sich auf eben jene etablierten Deutungsmuster und Vorstellungen von Ereigniszusammenhängen und Entwicklungen, die die Transformationsforschung zu *Osteuropa* prägen: a) Binär codierte Vorstellungen des Eigenen und des Anderen wurden anhand der Gegenüberstellungen verschiedener *Welten* (neben *Osten* und *Westen* insbesondere auch Kindheit und Erwachsenwerden/-sein), ein zentrales Motiv in beiden Romanen, b) Grenzziehungen und das Dazwischen (Motive, die Ambivalenz, Mehr- und/oder Uneindeutigkeit vermitteln) sowie c) Multiple Transformationen auf gesellschaftlicher, familiärer und persönlicher Ebene. Indem die Analyse der Romane entlang dieser Leitmotive angelegt wurde, wurden zugleich bestimmten Überschneidungen/Gemeinsamkeiten identifiziert, um diese verallgemeinern zu können – der Rückfall in ein klassisch wissenschaftliches und vertrautes Prinzip.

Tatsächlich ermöglichte die Analyse der beiden Romane eine Betrachtung unterschiedlicher Handlungsebenen, die in der politikwissenschaftlichen Transformationsforschung (sei es aufgrund bestimmter theoretischer Vorannahmen oder aufgrund begrenzter zeitlicher und/oder finanzieller Ressourcen) häufig getrennt voneinander beforscht werden, als *eine Geschichte*. SK und RJ erzählen von gesellschaftlichen und persönlichen Transformationsprozessen in ihrer untrennbaren Verstrickung. Dabei wurden bestimmte Probleme sichtbar, die wiederum als Denkanstöße in die theoretische Debatte überführt werden können. Dazu gehören etwa die Diskrepanzen von (unbewusst) geteilten, wirkmächtigen Vorstellungen und Narrativen und damit in fragilem Einklang stehendem und/oder gegenteiligem Erleben. Das Bild des *Westen*

als Schlaraffenland etwa spielt in beiden Romanen eine Rolle – wie eine Tapete (RJ: 47) hängt es im Hintergrund der Wahrnehmung der unmittelbaren eigenen raum-zeitlichen Umstände – wie auch das (Erinnerungs-)Bild der Kindheit und verlorener Identität(en). „The mere presence of an *over there* allowed both sides to imagine – to have a dream – that a different world was possible“ (Kulawik 2020a: 7, Herv. i. O.). Dieses *over there* lässt sich nicht nur auf die Gegenüberstellung *Ost/West* beziehen, sondern allgemein auf solche Vorstellungen und Narrative, die ihre Wirkmächtigkeit erst in Relation zum Konstrukt ihres raum-zeitlichen *Gegenüber* entfalten. Das Motiv der *Welt* ist dabei insofern produktiv, als es erlaubt, sich mit den Widersprüchlichkeiten vermeintlich klarer Abgrenzungen zu befassen. Was in den beiden Romanen als *Welten* verhandelt wird, sind Orientierungskonstrukte, die sich in konstanter Bewegung befinden, dominante Narrative genauso einspeisen, wie sie mit ihnen brechen. Die *Welten* in SK und RJ (*Osten* und *Westen*, Gegenwart und Vergangenheit, Stadt und Land, etc.) sind nicht statisch voneinander abgegrenzt, sondern vielmehr durch Annäherungs- und Entfremdungsbewegungen gekennzeichnet. Auch die handelnden und erzählenden Figuren sind (Handlungs-) *Welten*, die sich wieder und wieder neu formieren. Transformation kann so, über die dominante Vorstellung einer linearen und chronologischen Fortschrittsentwicklung hinaus, als etwas gedacht werden, das kontinuierlich in mehreren Zeit-/Räumen zugleich stattfindet und von unterschiedlichen zirkulären, multidirektionalen Bewegungen geprägt ist.

Das Geschichtenerzählen selbst stellt dabei eine Reflexionsebene dar, die auch als (politik-)wissenschaftliche Methode produktiv sein kann. Fiktive Erzählungen, wie Romane und Märchen, werden in SK und RJ als Bezugsräume erzählt, an denen multiple Identitäten, Zugehörigkeiten und Abgrenzungen, Mehrdeutigkeiten und Widersprüche gespeichert, re-/aktiviert und verhandelt werden. Durch ihre Namen, das Weitererzählt werden und letztlich auch durch das Medium der Schrift erhalten (Märchen-, Roman-, ...)Figuren und Narrative eine Art ortlose, bewegliche Substanz, die als eine besondere Form des Wissensbestands verstanden werden kann. Die künstlerische und erzählerische Gestaltung fiktiver *Welten* bewegt sich zwischen den Narrativen (politik-)wissenschaftlicher Theorie und individuellen bzw. kollektiven Erfahrungsberichten (wie sie etwa die Biographieforschung untersucht werden). Während die Analyse fiktionaler Literatur in einem interdisziplinär angeleiteten Forschungssetting als Reflexionsebene von Theoriebildung eingesetzt werden kann, bleibt jedoch

die Frage offen, in welchem Verhältnis sie zu alltäglicher Erfahrung steht. Eine einfache Abkürzung dieser Frage wird häufig gegangen, indem wirklichkeitsbezogene Romane als autofiktionale Erzählungen interpretiert werden. Während Erzählungen nicht als ihrem Kontext enthoben betrachtet werden sollten und dieser Ansatz durchaus wichtige Einsichten bietet, ist ein Überkontextualisieren von sogenannter ‚Migrationsliteratur‘ und marginalisierten Positionen auf der einen sowie das Unterkontextualisieren von hegemonialen Positionen auf der anderen Seite zu beobachten. Zahlreiche Preisträger*innen des exil-Literaturpreises etwa haben sich dazu kritisch geäußert.³⁰

Wie genau ein Forschungsdesign aussehen kann, das narratologische Einsichten insbesondere auch auf methodischer Ebene einbinden und für empirisch orientierte Forschungsvorhaben produktiv machen kann, bleibt eine spannende Frage, die zu Bearbeiten über die theoretische Reflexion hinaus auch ein praktisches Experimentieren mit einbeziehen muss. Beispiele für solche Ansätze sind etwa das Konzept der „polyphonic assemblage“, das Anna Lowenhaupt Tsing (2015: 24) in einer ‚patchy‘ Erzählung/Analyse kapitalistischer Verhältnisse anhand der Pilzart Matsutake darlegt oder hybride Formen biographischer Erzählung und soziologischer Studie, wie „Rückkehr nach Reims“ von Didier Eribon (2016), der sich selbst auf ähnlich angelegte Werke von Autor*innen wie Annie Ernaux oder John Edgar Wideman bezieht. Auch experimentelle künstlerische Forschungsansätze können hier wichtige Impulse setzen, wie das aktuell laufende interdisziplinäre Projekt „Das Magic Closet und die Dream Machine: Post-Sowjet Queerness, das Archiv & Kunst des Widerstandes“ unter der Leitung von Masha Godovannaya und Katharina Wiedlack (2020), das die Kontinuitäten queeren Lebens und Widerstands in post-sowjetischen Kontexten nicht nur sichtbar machen und dokumentieren, sondern aktiv zur Stärkung von Agency und Vernetzung queerer Individuen und Kollektive und ihrer Narrative beitragen will.

Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie intersektionale Transformationsforschung (entlang von *Race*, *Class*, *Gender*, ... in ihrer Verschränkung) aussehen kann, die mit der Integration nicht nur unterschiedlicher Machtverhältnisse, sondern auch damit zusammenhängender Zeit- und Raumebenen konfrontiert ist. Themenfelder, die da-

³⁰ Neben Julia Rabinowich (2008) und Susanne Gregor (im Interview mit Schwens-Harrant 2016) z.B. auch Antina Zlatkova (im Interview mit Cornelia Stahl 2017).

hingehend im Rahmen der vorliegenden Masterarbeit nur angerissen werden konnten und die innerhalb politikwissenschaftlicher Transformationsforschung zur *Second World* und *Osteuropa* noch unterrepräsentiert sind, sind etwa Jüdische Transformationsgeschichte im Spannungsverhältnis von Anti-/Nationalismus und Atheismus in der UdSSR oder die Bedeutung des ‚Eisernen Vorhangs‘ für intergenerationale, fragmentierte Familiengeschichten und der Frage nach verdrängten/affektiv aufgeladenen Wissensbeständen und raum-zeitlichen Positionierungen (z.B. Verlassen/Zurückgelassen werden). Erzählungen nehmen dabei eine zentrale Rolle ein: „Narratives are ways in which people resist their lived experiences from being fragmented in thematic categories and own the ultimate control of meaning making“ (Bhattacharya 2016: 709).

Literarische Stoffe, die gerade nicht chronologisch oder anderweitig vertraut strukturiert sind, entziehen sich dem Versuch, spurlos in künstliche Kategorien (Leitmotive, Analysedimensionen) gezwungen zu werden. Auch in der vorliegenden Analyse hat sich dadurch wissenschaftliches mit literarischem Denken und Schreiben in gewisser Weise vermischt. Insbesondere die eigene intertextuelle Arbeit, angeregt durch Referenzen nicht nur in den beiden Romanen, sondern auch in der theoretischen Debatte (z.B. auf das Essay „Notes from a Trip to Russia“ von Audre Lorde (1984) in Kulawik 2020a: 7), hat die Produktivität der ausholenden und rückkehrenden Bewegung in der Aneignung von erzählerisch vermitteltem Wissen in seinen vielfältigen Formen auf spannende Weise erlebbar gemacht.

„This is poetry as illumination, for it is through poetry that we give name to those ideas which are – until the poem – nameless and formless, about to be birthed, but already felt. That distillation of experience from which true poetry springs births thought as dreams birth concept, as feeling births idea, as knowledge births (precedes) understanding. [...] Poetry is the way we help give name to the nameless so it can be thought“ (Lorde 1984 [1977]: 36f.).

Literaturverzeichnis

Alheit, Peter/Bast-Haider, Kerstin/Drauschke, Petra (2004), *Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland*. Frankfurt/New York: Campus.

Andersen, Hans Christian (2016), *Drei Wintermärchen: Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern, Der Tannenbaum, Die Schneekönigin*. Hamburg: Diplomica/SE-VERUS Verlag.

Ang, Ien (2003), 'I'M A FEMINIST BUT ... "OTHER" WOMEN AND POSTNATIONAL FEMINISM', in: Lewis, Reina/Mills, Sara (Ed.), *Feminist Postcolonial Theory: A Reader*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 190-206. DOI: 10.3366/j.ctvxcr9q0.13

Aumüller, Matthias (2009), Poetizität/Literarizität, in: Klein, Christian (Ed.), *Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart: J.B. Metzler, 28-31.

Ayim, May (2018), *Weitergehen. Gedichte*. Berlin: Orlanda Frauenverlag GmbH.

Bakić-Hayden, Milica (1995), Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia, in: *Slavic Review* 54 (4), 917-931.

Bhattacharya, Anindita (2016), The many ways of knowing: Embracing multiplicity in narrative research, in: *Qualitative Social Work* 15 (5–6), 705-714. DOI: 10.1177/1473325016652683

Biegoń, Dominika/Nullmeier, Frank (2014), Narrationen über Narrationen. Stellenwert und Methodologie der Narrationsanalyse, in: Gadinger, Frank/Jarzebski, Sebastian/Yildiz, Taylan (Hg.), *Politische Narrative. Konzepte - Analysen - Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS, 39 - 66. DOI: 10.1007/978-3-658-02581-6

Blagojević, Marina (2009), *Knowledge Production at the Semiperiphery: A Gender Perspective*. Belgrad: Institut za kriminološka i sociološka istraživanja.

Bochsler, Daniel/Juon, Andreas (2019), (2019): Authoritarian footprints in Central and Eastern Europe, in: *East European Politics* 36 (2), 1-21. DOI: 10.1080/21599165.2019.1698420

Bode, Christoph (2011), *Der Roman. Eine Einführung*. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.

Brown, Wendy (2002), At the Edge, in: *Political Theory* 30 (4), 556-576.

Buchowski, Michał (2006), The Specter of Orientalism in Europe: From Exotic Other to Stigmatized Brother, in: *Anthropological Quarterly* 79 (3), 463-482.

Cărtărescu, Mircea (2003), Europe Has the Shape of My Brain, in: Keller, Ursula/Rakusa, Ilma (Ed.), *Writing Europe. What is European about the Literatures of Europe? Essays from 33 European Countries*. Budapest/New York: CEU Press, 57-66.

Cianetti, Licia/Dawson, James/Hanley, Seán (2018), Rethinking „democratic backsliding“ in Central and Eastern Europe – looking beyond Hungary and Poland, in: *East European Politics* 34 (3), 243-256. DOI: 10.1080/21599165.2018.1491401

Czarniawska, Barbara (2004), *Narratives in Social Science Research*. Thousand Oaks: SAGE Publications. DOI: 10.4135/9781849209502

Dhawan, Nikita/do Mar Castro Varela, María (2017), Kulturkolonialismus und postkoloniale Kritik: Perspektiven der Geschlechterforschung, in: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 1-10. DOI: 10.1007/978-3-658-12496-0

Dickow, Sonja (2019), *Konfigurationen des (Zu-)Hauses. Diaspora-Narrative und Transnationalität in jüdischen Literaturen der Gegenwart*. Stuttgart: J.B. Metzler. DOI: 10.1007/978-3-476-04947-6

Fahrenwald, Claudia (2011), *Erzählen im Kontext neuer Lernkulturen*. Wiesbaden: Springer VS. DOI: 10.1007/978-3-531-94157-8_4

Ferber, Michael (2014), *A Dictionary of Literary Symbols*. Cambridge: University Press. DOI: 10.1017/CBO9780511481475

Fialkova, Larisa (2016), Witches and Wizards in Russian Literature and Film, in: Weinstock, Jeffrey A. (Ed.), *The Ashgate Encyclopedia of Literary and Cinematic Monsters*. London: Routledge, 604-606. DOI: 10.4324/9781315612690

Fürst, Max (1975), *Gefilte Fisch. Eine Jugend in Königsberg*. München: Carl Hanser Verlag.

Gadinger, Frank/Jarzebski, Sebastian/Yildiz, Taylan (2014), Politische Narrative. Konturen einer politikwissenschaftlichen Erzähltheorie, in: Gadinger, Frank/Jarzebski, Sebastian/Yildiz, Taylan (Hg.), *Politische Narrative. Konzepte - Analysen - Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS, 3-38. DOI: 10.1007/978-3-658-02581-6

Ghodsee, Kristen (2004), Feminism-by-Design: Emerging Capitalisms, Cultural Feminism, and Women's Nongovernmental Organizations in Postsocialist Eastern Europe, in: *Signs* 29 (3), 727-753.

Gieryn, Thomas F. (1983), Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists, in: *American Sociological Review* 48 (6), 781-795.

Golczewski, Frank (1975), Jüdische Emigration und die sowjetische Staatsideologie, in: *Osteuropa* 25 (1), 45-52.

Grabowska, Magdalena (2012), Bringing the Second World In: Conservative Revolution(s), Socialist Legacies, and Transnational Silences in the Trajectories of Polish Feminism, in: Rothwell, Phillip (Ed.), *Unfinished Revolutions, A special issue of Signs* 37 (2), 385-411.

Grabowska, Magdalena (2018), Overcoming the "Delay" Paradigm: New Approaches to Socialist Women's Activism in Georgia and Poland, in: Barkaia, Maia/Waterston,

Alisse (Ed.), *Gender in Georgia. Feminist Perspectives on Culture, Nation, and History in the South Caucasus*. New York: Berghahn Books, 61-77.

Graff, Agnieszka (2020), Necessary and impossible: how Western academic feminism has traveled east, in: Kulawik, Teresa/Kravchenko, Zhanna (Ed.), *Borderlands in European Gender Studies. Beyond the East-West Frontier*. London und New York: Routledge, 41-62.

Gregor, Susanne (2019), *Das letzte rote Jahr*. Frankfurt am Main: Frankfurter Verlagsanstalt.

Gržinić, Marina (2011), Southeastern Europe and the Question of Knowledge, Capital and Power, in: *The Global South* 5 (1), 51-65.

Gymnich, Marion (2010), Methoden der feministischen Literaturwissenschaft und anderer ideologiekritischer Ansätze, in: Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hg.), *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse*. Stuttgart: J.B. Metzler, 251-269.

Hemmings, Clare (2011), *Why Stories Matter. The Political Grammar of Feminist Theory*. Durham & London: Duke University Press.

Hensell, Stephan (2009), *Die Willkür des Staates. Herrschaft und Verwaltung in Osteuropa*. Wiesbaden: VS Verlag. DOI: 10.1007/978-3-531-91446-6

Ilmonen, Kaisa (2020), Feminist Storytelling and Narratives of Intersectionality, in: *Signs* 45 (2), 347-371. DOI: 10.1086/704989

Kerekes, Amália/Löffler, Marion/Spitaler, Georg/Zelger, Sabine (2018), Einleitung: denken, schreiben, tun? Politische Handlungsfähigkeit in Theorie, Literatur und Medien, in: Kerekes, Amália/Löffler, Marion/Spitaler, Georg/Zelger, Sabine (Hg.), *denken, schreiben, tun. Politische Handlungsfähigkeit in Theorie, Literatur und Medien*. Berlin: Peter Lang, 13-21.

Kilian, Eveline (2004), Zeitdarstellung, in: Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hg.), *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: J.B. Metzler, 72-97.

Kim, Sue J. (2012), Introduction: Decolonizing Narrative Theory, in: *Journal of Narrative Theory* 42 (3), 233-247.

Kodres, Krista/Jõekalda, Kristina (2019), Introductory Remarks to Socialist Art History, in: Kodres, Krista/Jõekalda, Kristina/Marek, Michaela (Hg.), *A Socialist Realist History? Writing Art History in the Post-War Decades*. Wien: Böhlau Verlag, 11-35. DOI: 10.7788/9783412516673.11

Kołodziejczyk, Dorota (2015), The Organic (Re)Turn - Ecology of Place in Postcolonial and Central/Eastern European Novel of Post-Displacement, in: Pucherová, Dobrota/Gáfrík, Róbert (Ed.), *Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures*, Leiden: Koninklijke Brill NV, 261-280.

Kołodziejczyk, Dorota/Şandru, Cristina (2012), Introduction: On colonialism, communism and east-central Europe – some reflections, in: *Journal of Postcolonial Writing* 48 (2), 113-116. DOI: 10.1080/17449855.2012.658242

Komaromi, Ann (2015), *Uncensored: Samizdat novels and the quest for autonomy in Soviet dissidence*. Evanston: Northwestern University Press.

Koobak, Redi/Marling, Raili (2014), The decolonial challenge: Framing post-socialist Central and Eastern Europe within transnational feminist studies, in: *European Journal of Women's Studies* 21 (4), 330-343. DOI: 10.1177/1350506814542882

Koobak, Redi/Tlostanova, Madina/Thapar-Björkert, Suruchi (2021), Introduction. Uneasy affinities between the postcolonial and the postsocialist, in: Koobak, Redi/Tlostanova, Madina/Thapar-Björkert, Suruchi (Ed.), *Postcolonial and Postsocialist Dialogues. Intersections, Opacities, Challenges in Feminist Theorizing and Practice*. London und New York: Routledge, 1-10. DOI: 10.4324/9781003003199

Koschorke, Albrecht (2012), *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main: S. Fischer.

Kreisky, Eva (1996), Vom patriarchalen Staatssozialismus zur patriarchalen Demokratie. Der politische Systemwechsel in Osteuropa aus der Gender-Perspektive, in: Kreisky, Eva (Hg.), *Vom patriarchalen Staatssozialismus zur patriarchalen Demokratie*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 7-22.

Kreisky, Eva (2012), „Durch die Eiswüste der Abstraktion“? Begriffs- und Theoriearbeit in der Politikforschung, in: Kreisky, Eva/Löffler, Marion/Spitaler, Georg (Hg.), *Theoriearbeit in der Politikwissenschaft*. Wien: facultas, 21-32.

Kulawik, Teresa/Kravchenko, Zhanna (2020) (Hg.), *Borderlands in European Gender Studies. Beyond the East-West Frontier*. London und New York: Routledge.

Kulawik, Teresa (2020a), Introduction: European borderlands and topographies of transnational feminism, in: Kulawik, Teresa/Kravchenko, Zhanna (Ed.), *Borderlands in European Gender Studies. Beyond the East-West Frontier*. London und New York: Routledge, 1-38.

Kulawik, Teresa (2020b), Theorizing frontiers: postcolonial # European borderlands, in: Kulawik, Teresa/Kravchenko, Zhanna (Ed.), *Borderlands in European Gender Studies. Beyond the East-West Frontier*. London und New York: Routledge, 79-107.

Lahn, Silke/Meister, Jan Christoph (2016), *Einführung in die Erzähltextanalyse*. Stuttgart: J.B. Metzler. DOI: 10.1007/978-3-476-05415-9

Lazarus, Neil (2012), Spectres haunting: Postcommunism and postcolonialism, in: *Journal of Postcolonial Writing* 48 (2), 117-129. DOI: 10.1080/17449855.2012.658243

Liebhart, Karin (2017), Diskursive Konstruktionen Osteuropas in Zeiten europäischer Krisen, in: Olteanu, Tina/Spöri, Tobias/Jaitner, Felix/Asenbaum, Hans (Hg.), *Osteuro-*

pa transformiert. Sozialismus, Demokratie und Utopie. Wiesbaden: Springer VS, 229-243. DOI: 10.1007/978-3-658-17818-5

Le Guin, Ursula K. (1986), *The Carrier Bag Theory of Fiction*. URL: <https://theanarchistlibrary.org/library/ursula-k-le-guin-the-carrier-bag-theory-of-fiction> (zuletzt aufgerufen am 08.01.2021)

Löffler, Marion (2010), Contributions of Fiction to State-Theoretical Issues. Joseph Roth's Novels in Textual Cooperation with Carl Schmitt and Hans Kelsen, in: *European Political Science* 9, 328-340. DOI: 10.1057/eps.2010.32

Löffler, Marion (2012), Fiktionale Literatur als Beitrag zur politischen Theorie, in: Kreisky, Eva/Löffler, Marion/Spitaler, Georg (Hg.), *Theoriearbeit in der Politikwissenschaft*. Wien: facultas, 307-320.

Lorde, Audre (1984 [1980]), Age, Race, Class, and Sex: Women Redefining Difference, in: Lorde, Audre (1984, 2007), *Sister Outsider*. Berkeley: Crossing Press, 114-123.

Lorde, Audre (1984), Eye to Eye: Black Women, Hatred, and Anger, in: Lorde, Audre (1984, 2007), *Sister Outsider*. Berkeley: Crossing Press, 145-175.

Lowenhaupt Tsing, Anna (2015), *The Mushroom at the End of the World. On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*. Princeton: University Press. DOI: 10.2307/j.ct-vc77bcc

Marling, Raili (2021), Opacity as a feminist strategy. Postcolonial and postsocialist entanglements with neoliberalism, in: Koobak, Redi/Tlostanova, Madina/Thapar-Björkert, Suruchi (Ed.), *Postcolonial and Postsocialist Dialogues. Intersections, Opacities, Challenges in Feminist Theorizing and Practice*. London und New York: Routledge, 94-108. DOI: 10.4324/9781003003199

Mignolo, Walter (2011), Epistemic Disobedience and the Decolonial Option: A Manifesto, in: *Transmodernity* 1 (2), 44-66.

Mohanty, Chandra Talpade (2003), *Feminism Without Borders. Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*. Durham & London: Duke University Press.

Neumann, Birgit (2010), Methoden postkolonialer Literaturkritik und anderer ideologiekritischer Ansätze, in: Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hg.), *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse*. Stuttgart: J.B. Metzler, 271-292.

Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (2004), Von der feministischen Narratologie zur gender-orientierten Erzähltextanalyse, in: Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hg.), *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: J.B. Metzler, 1-32.

O'Keeffe, Brigid (2019), The Racialization of Soviet Gypsies: Roma, Nationality Politics, and Socialist Transformation in Stalin's Soviet Union, in: Rainbow, David (Ed.), *Ideologies of Race. Imperial Russia and the Soviet Union in Global Context*. Montreal: McGill-Queen's University Press, 132-159. DOI: 10.2307/j.ctvqc6kkz

Owczarzak, Jill (2009), Introduction: Postcolonial studies and postsocialism in Eastern Europe, in: *Focaal - European Journal of Anthropology* 53, 3-19. DOI: 10.3167/fcl.2009.530101

Piesche, Peggy (2020) (Hg.), *Labor 89. Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost*. Berlin: Verlag Yilmaz-Günay.

Pietrzyk-Reeves, Dorota (2008), Weak Civic Engagement? Post-Communist Participation and Democratic Consolidation, in: *Polish Sociological Review* 1, 73-87.

Pető, Andrea (2019), Eastern Europe: Gender Research, Knowledge Production and Institutions, in: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 1-10. DOI: 10.1007/978-3-658-12496-0_153

Rabinowich, Julya (2011 [2008]), *Spaltkopf*. Wien: Deuticke im Paul Zsolnay Verlag.

Reiter, Andrea (2014), The Appropriation of Myth as a ‚Language‘ in Julia Rabinowich’s ‚Jewish‘ Novels, in: *Leo Baeck Institute Year Book* Vol. 59, 267-286. DOI: 10.1093/leobaeck/ybu013

Reichardt, Ulfried (2019), Globalisierung und der *transnational turn* in der Literaturwissenschaft, in: Bischoff, Doerte/Komfort-Hein, Susanne (Hg.), *Handbuch Literatur & Transnationalität*. Berlin: De Gruyter, 106-123. DOI: 10.1515/9783110340532-006

Remmler, Karen (1995), Deciphering the Body of Memory: Writing by Former East German Women Writers, in: Berry, Ellen E. (Hg.), *Postcommunism and the Body Politic*. New York: New York University Press, 134-163.

Rutka, Anna (2018), „Der Dritte Raum“ als Aushandlungsort des postsowjetischen Traumas. Zu Migrationsromanen von Julia Rabinowich „Spaltkopf“ und Lena Gorelik „Die Listensammlerin“, in: *Colloquia Germanica Stetinensia* 27, 53-66. DOI: 10.18276/cgS.2018.27-03

Rybalskaya, Yanetta (2016), Die matrilineare Familienstruktur in Julia Rabinowichs Roman *Spaltkopf* oder: Wer ist eigentlich Baba Yaga Girl?, in: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 7, 97-114.

Rzepnikowska, Alina (2018), Racism and xenophobia experienced by Polish migrants in the UK before and after Brexit vote, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 45 (1), 61- 77. DOI: 10.1080/1369183X.2018.1451308

Saïd, Edward W. (1995 [1978]), Orientalism, in: Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (Ed.), *The Post-Colonial Studies Reader*. London & New York: Routledge, 87-91.

Sandru, Cristina (2015), Joined at the Hip? About Post-Communism in a (Revised) Postcolonial Mode, in: Pucherová, Dobrota/Gáfrík, Róbert (Ed.), *Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures*, Leiden: Koninklijke Brill NV, 65-83.

Sauer, Birgit (1996), Transition zur Demokratie? Die Kategorie »Geschlecht« als Prüfstein für die Zuverlässigkeit von sozialwissenschaftlichen Transformationstheorien, in: Kreisky, Eva (Hg.), *Vom patriarchalen Staatssozialismus zur patriarchalen Demokratie*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 131-167.

Sauer, Birgit (2015), Was macht feministische Politikwissenschaft zu einer kritischen Wissenschaft? Rückblicke und aktuelle Herausforderungen, in: Bargetz, Brigitte/Fleschenberg dos Ramos Pinéu, Andrea/Kreide, Regina/Kerner, Ina/Ludwig, Gundula (Hg.), *Kritik und Widerstand : Feministische Praktiken in androzentrischen Zeiten*. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich, 23-41.

Schwaiger, Silke (2013), Baba Yaga, Schneewittchen und Spaltkopf: Märchenhafte und fantastische Elemente als literarische Stilmittel in Julia Rabinowichs Roman Spaltkopf, in: *Alman Dili ve Edebiyatı Dergisi/Studien zur deutschen Sprache und Literatur* 2013/II, 139-154.

Segert, Dieter (2015), *Von Musterschülern zu Problemkindern? Zwischenbilanz der politischen Transformation*, URL: <https://www.bpb.de/apuz/215190/zwischenbilanz-der-politischen-transformation?p=all>, zuletzt aufgerufen am 20.07.2020.

Shapiro, Michael J. (1992), *Reading the Postmodern Polity. Political Theory as Textual Practice*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Sojka, Aleksandra (2020), Liminal Europeanness: whiteness, east-west mobility, and European citizenship, in: Kulawik, Teresa/Kravchenko, Zhanna (Ed.), *Borderlands in European Gender Studies. Beyond the East-West Frontier*. London und New York: Routledge, 191-210.

Somers, Margaret R./Gibson, Gloria D. (1993), Reclaiming the Epistemological Other: Narrative and the Social Constitution of Identity, in: *CSST Working Papers* 94, 1-77.

Somers, Margaret R. (1994), The narrative constitution of identity: A relational and network approach, in: *Theory and Society* 23, 605-649.

Spitaler, Georg (2018), Spukende Zukunft. Zur Theoretisierung von Hauntology, politischer Handlungsfähigkeit und (post-)demokratischen Gefühlen in den romanen *Das lange Echo* und *Quecksilbertage*, in: in: Kerekes, Amália/Löffler, Marion/Spitaler, Georg/Zelger, Sabine (Hg.), *denken, schreiben, tun. Politische Handlungsfähigkeit in Theorie, Literatur und Medien*. Berlin: Peter Lang, 183-197.

Spivak, Gayatri Chakravorty, in conversation with Milevska, Suzana (2008 [2003]), Resistance that cannot be recognized as such, in: Gržinić, Marina/Reitsamer, Rosa (Ed.), *New Feminism. Worlds of Feminism, Queer and Networking Conditions*. Wien: Erhard Löcker GesmbH, 276-289.

Suchland, Jennifer (2011), Is Postsocialism Transnational?, in: *Signs* 36 (4), 837-862.

Tereshchenko, Antonina/Bradbury, Alice/Archer, Louise (2019), Eastern European migrants' experiences of racism in English schools: positions of marginal whiteness and linguistic otherness, in: *Whiteness and Education* 4 (1), 53-71. DOI: 10.1080/23793406.2019.1584048

Tlostanova, Madina (2012) Postsocialist ≠ postcolonial? On post- Soviet imaginary and global coloniality, in: *Journal of Postcolonial Writing*, 48 (2), 130-142.

Tlostanova, Madina (2015), Postcolonial Theory, the Decolonial Option and Postsocialist Writing, in: Pucherová, Dobrota/Gáfrík, Róbert (Ed.), *Postcolonial Europe? Essays on Post-Communist Literatures and Cultures*, Leiden: Koninklijke Brill NV, 27-45.

Tlostanova, Madina/Thapar-Björkert, Suruchi/Koobak, Redi (2019), the postsocialist 'missing other' of transnational feminism?, in: *Feminist Review* 121, 81-87.

Todorova, Maria (2005), Spacing Europe: What is a historical region?, in: *East Central Europe/L'Europe du Centre-East* 32 (1-2), 59-78.

Tröbst, Stefan (2003), Introduction: What's in a Historical Region? A Teutonic Perspective, in: *European Review of History: Revue europeenne d'histoire* 10 (2), 173-188. DOI: 10.1080/1350748032000140741

Tskhadadze, Tamar (2018), "The West" and Georgian "Difference": Discursive Politics of Gender and Sexuality in Georgia, in: Barkaia, Maia/Waterston, Alisse (Ed.), *Gender in Georgia. Feminist Perspectives on Culture, Nation, and History in the South Caucasus*. New York: Berghahn Books, 47-60.

Velikonja, Nataša (2008), The Long March Through the Margins, in: Gržinić, Marina/Reitsamer, Rosa (Ed.), *New Feminism. Worlds of Feminism, Queer and Networking Conditions*. Wien: Erhard Löcker GesmbH, 73-79.

Viehöver, Willy (2014), *Erzählungen im Feld der Politik, Politik durch Erzählungen. Überlegungen zur Rolle der Narrationen in den politischen Wissenschaften*, in: Gadinger, Frank/Jarzebski, Sebastian/Yildiz, Taylan (Hg.), *Politische Narrative. Konzepte - Analysen - Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS, 67-92.

Vogl, Joseph, im Gespräch mit Barberi, Alessandro (2001), Historische Epistemologie und Medienwissenschaft, in: Bernold, Monika/Szely, Sylvia (Hg.), *Tele-Visionen. Historiografien des Fernsehens*. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 12 (4), 115-121.

Wiesel, Elie (1966), *Die Juden in der UdSSR. Antisemitismus im Sowjetreich*. München: Bechtle Verlag.

Willms, Weertje (2012), „Wenn ich die Wahl zwischen zwei Stühlen habe, nehme ich das Nagelbrett“. Die Familie in literarischen Texten russischer MigrantInnen und ihrer Nachfahren, in: Holdenried, Michaela/Willms, Weertje (Hg.) *Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld: Transcript Verlag, 121-141. DOI: 10.14361/transcript.9783839418802.121

Wolf, Christa (1964), *Der geteilte Himmel*. Halle: Mitteldeutscher Verlag.

Wolff, Larry (1996), *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford: University Press.

Würzbach, Natascha (2004), Raumdarstellung, in: Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hg.), *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: J.B. Metzler, 49-71.

Zhurzhenko, Tatiana (2010), *Borderlands Into Bordered Lands. Geopolitics of Identity in Post-Soviet Ukraine*. Stuttgart: ibidem-Verlag.

Quellenverzeichnis

Austria Presse Agentur (2019), *30 Jahre Öffnung „Eiserner Vorhang“. Gedenkaktivitäten in Niederösterreich und darüber hinaus*, URL: https://www.ots.at/presseaus-sendung/OTS_20190416_OTSO018/30-jahre-oeffnung-eiserner-vorhang (zuletzt aufgerufen am 20.07.2020)

Gehler, Michael (2009), *Die Umsturzbewegungen 1989 in Mittel- und Osteuropa*, URL: <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-einheit/deutsche-teilung-deutsche-einheit/43728/die-umsturzbewegungen-1989?p=all> (zuletzt aufgerufen am 05.06.2019)

Godovannaya, Masha/Wiedlack, Katharina (2020), *Das Magic Closet und die Dream Machine: Post-Sowjet Queerness, das Archiv & Kunst des Widerstandes*. FWF | PEEK-Projekt, Projektteam: Jenrbekova, Ruth/Neufeld, Masha /Zabolotnaya, Tania. URL: <https://www.akbild.ac.at/Portal/forschung/projekte/forschungsprojekte/das-magic-closet-und-die-dream-machine-post-sowjet-queerness-das-archiv-kunst-des-widerstandes>

Gregor, Susanne im Interview mit Schwens-Harrant, Brigitte (2016), *"Ich hatte das Gefühl, das kann ich auch"*, in: Die Furche 17.11.2016. URL: <https://www.furche.at/feuilleton/ich-hatte-das-gefuehl-das-kann-ich-auch-1266124> (zuletzt aufgerufen am 04.01.2020)

Grillmayr, Julia (2016), Migrationsliteratur: Vom Aushorchen der Wörter, in: derStandard 03.07.2016. URL: <https://www.derstandard.at/story/2000040146483/migrations-literatur-vom-aushorchen-der-woerter> (zuletzt aufgerufen am 21.04.2021)

Nussmayr, Kathrin (2021), *Stefanie Sourial: Alles andere als unsichtbar*, in: Die Presse 12.04.2021. URL: <https://www.diepresse.com/5961848/stefanie-sourial-alles-andere-als-unsichtbar> (zuletzt aufgerufen am 16.04.2021)

Rabinowich, Julya (2008), *"Dann hätten wir bald viele Würstelstand-Literaten"*, in: derStandard 19.11.2008. URL: <https://www.derstandard.at/story/1226396889022/interview-dann-haetten-wir-bald-viele-wuerstelstand-literaten> (zuletzt aufgerufen am 08.01.2021)

Rabinowich, Julya (2010) im Interview mit derStandard, *Julya Rabinowich: "Wir haben das Ministerium der Liebe"*, in: derStandard 29.10.2010. URL: <https://www.derstandard.at/story/1288160305059/integrationsdebatte-julya-rabinowich-wir-haben-das-ministerium-der-liebe> (zuletzt aufgerufen am 08.01.2021)

Rabinowich, Julya (2015), *Das Erbe von 1945 und meine persönlichen Zinsen*, in: derStandard 24.04.2015. URL: <https://www.derstandard.at/story/2000014823585/julya-rabinowich-das-erbe-von-1945-und-meine-persoenlichen-zinsen> (zuletzt aufgerufen am 21.04.2021)

verein exil (o.D.), *exil-literaturpreise „schreiben zwischen den kulturen“*, URL: <http://www.zentrumexil.at/index.php?id=4> (zuletzt aufgerufen am 12.01.2020)

Zlatkova, Antina im Interview mit Cornelia Stahl (2017), *Ich trage mein Zuhause in mir*, in: Sendereihe Literaturfenster Österreich, Radio ORANGE 94.0. URL: <https://cba.fro.at/344124> (zuletzt aufgerufen am 08.01.2017)

Abstracts

Deutsch

Die Masterarbeit befasst sich mit den Potentialen einer Auseinandersetzung mit literarischen Erzählungen innerhalb politikwissenschaftlicher Theoriebildung. Dies wird anhand der Frage erörtert, welchen Beitrag fiktionale Literatur (Romane) zur Verhandlung der Transformation(en) *Osteuropas* in transnational feministischen und postkolonialen Theoriedebatten leistet. Angesichts der andauernden Reaktivierung von Narrativen einer *Rückkehr nach Europa* und einer *aufholenden Fortschrittsentwicklung* der früheren *Second World* und heutigen *Osteuropas* in Medien, Wissenschaft und Alltag haben diese Debatten wichtige Impulse gesetzt, die Transformation(en) *Osteuropas* nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion nicht länger als linearen Entwicklungsprozess einer abgrenzbaren Region zu mystifizieren, sondern diese als vielschichtige Verschiebungen globaler materieller und epistemischer Machtverhältnisse zu erforschen. Die Auseinandersetzung mit literarischen Erzählungen bietet dabei ein in der Politikwissenschaft bisher wenig ausgeschöpftes Potential, dominante Narrative der Transformationsforschung zu *Osteuropa* aufzubrechen. Indem die Romane „Spaltkopf“ von Julya Rabinowich (2011 [2008]) und „Das letzte rote Jahr“ von Susanne Gregor (2019) in der Masterarbeit als *Gegenerzählungen* zu etablierten Vorstellungen der Transformation(en) *Osteuropas* gelesen werden, wird gezeigt, wie ihre vielschichtigen Erzählweisen von Grenzziehungen zwischen und Transformationen von Vorstellungswelten einen wichtigen Beitrag zu kreativer, disziplinüberschreitender Theoriearbeit leisten.

English

To highlight the potential of discussing literary narratives within political science theorising, this Master's thesis pursues the question of how fictional literature (novels) contributes to the debates on the transformation(s) of *Eastern Europe* within transnational feminist and postcolonial theory. In view of persistent narratives in media, scientific and daily discourse of *a return to Europe* of the former *Second World* and today's *Eastern Europe* after the dissolution of the Soviet Union, these debates have

accentuated the need to review the mystification of the transformation(s) of *Eastern Europe* as a secluded area *catching up with the West* and instead explore these transformations as manifold shifts in global material and epistemic power relations. Here, discussing literary narratives has a so far unexhausted potential to critically assess dominant narratives in the transformation research on *Eastern Europe* within the field of Political Science. By reading the novels „Spaltkopf“ by Julya Rabinowich (2011 [2008]) and „Das letzte rote Jahr“ by Susanne Gregor (2019) as counter narratives to well-established ideas about the transformation(s) of Eastern Europe, the Master's thesis shows how their multi-layered narrating of boundaries between and transformations of worlds of imagination can contribute to creative, interdisciplinary theory work.